

Juli 07/2011

Aus dem Inhalt

Egbert Ballhorn „Herr, öffne meine Lippen“	193
Georg Lauscher Priester überleben als Theologen	195
Alois Jansen Das Zeugnis eines einheitlichen Bekenntnisses zum christlichen Glauben	201
Walter Koll Was uns heil macht	205
Marius Linnenborn „Aus dem Munde der Kinder...“	208
Detlef Schneider-Stengel Engel auf unseren Wegen	214
Thomas Kroll Natur und Poesie	221
Literaturdienst: Erwin Gatz: Wie Priester leben und arbeiten. Eberhard Amon/Hanns Kerner (Hrsg.): Ökumenische Segensfeiern	222

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

PD Dr. Egbert Ballhorn, Neue Straße 3, 31134 Hildesheim |
Spiritual Georg Lauscher, Leonhardstraße 10, 52064 Aachen |
Dompropst em. Dr. Alois Jansen, Danziger Straße 52a, 20099
Hamburg | Pfarrer Walter Koll, Kath. Klinikseelsorge Uni-
Klinik Bonn, Sigmund-Freud-Str. 25, 53105 Bonn | Pastor Dr.
Marius Linnenborn, Geismarweg 7, 45259 Essen | PR Dr.
Detlef Schneider-Stengel, Schützenstraße 33, 45657
Recklinghausen | Dr. Thomas Kroll, Holsteinische Straße 21,
10717 Berlin

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr.
32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski,
Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner,
Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz
Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Egbert Ballhorn

„Herr, öffne meine Lippen!“ (Ps 51,17)

Das erste Gebet am Morgen, die Laudes, beginnt mit dem Gebetsruf „Herr, öffne meine Lippen, damit mein Mund dein Lob verkünde“ (Ps 51,17). Er ist das erste Wort, das das Schweigen der Nacht bricht. In jedem seiner Teile ist er ein kostbares Gebet. Eigentlich ist alles, was kommt, bereits im ersten Wort enthalten. Wir beginnen den neuen Tag mit der Anrufung des Gottesnamens. Das kann auch so gedeutet werden, dass das Gebet bereits seine eigene Erfüllung in sich trägt. Wir bitten um die Öffnung unserer Lippen, jedoch beginnen wir mit dem kostbaren Gottesnamen. Worum wir bitten, das ist sogleich erfüllt. Damit tun wir, was Gott uns geschenkt hat. Er hat Mose am Brennenden Dornbusch seinen eigenen Namen anvertraut (Ex 3,14). Gottes Name ist Rettung und Leben. Durch das Volk Israel ist dieser rettende Name an alle Nachkommen Abrahams weitergeschenkt worden. „HERR!“. Jedes Gebet am Morgen beginnt damit, dass Gott uns seinen eigenen Namen in den Mund legt und uns so zu ihm gelangen lässt. Einen anderen und schöneren Anfang von Gebet kann es nicht geben. Mit Mose stehen wir am brennenden Dornbusch, Morgen für Morgen, und sagen uns den geschenkten Namen der Rettung auf.

„Öffne meine Lippen“. Diese Bitte ist nicht selbstverständlich. Zwar kommen uns im Laufe des Tages viele Worte über die Lippen, aber dennoch verfügen wir nicht über unsere eigenen Lippen. Wie oft entschlüpfen mir Worte, die mir nachher leidtun, die unbedacht, ungerecht oder verletzend sind. Und

häufig geschieht es mir, dass ich hilflos bin, dass ich sprachlos dastehe, wo ich so gern ein Wort des Trostes und der Hilfe geben wollte. Aber in manchen Situationen zerbröseln die Worte wie Staub im Mund. Dass mir Lippen geöffnet und Worte geschenkt werden, ist keine Selbstverständlichkeit. Schließlich muss ich mich auch immer wieder fragen, ob die Worte, die meinen Mund verlassen, auch mit meinem Leben übereinstimmen. Was sage ich, und was tue ich? Die Bitte um die geöffneten Lippen ist auch eine Bitte um ein geöffnetes Herz und um offene Arme.

In der Bibel ist dieser Sachverhalt gut bekannt. So ist es wohl kein Zufall, dass der Prophet Jesaja in seiner Berufungsvision von der Heiligkeit Gottes überwältigt wird und erschrocken ausspricht: „Da sagte ich: Weh mir, ich bin verloren. Denn ich bin ein Mann mit unreinen Lippen und lebe mitten in einem Volk mit unreinen Lippen“ (Jes 6,5). Die Begegnung mit Gott führt zur Selbsterkenntnis. Wenn Jesaja seine unreinen Lippen bekennt, dann erkennt er, dass bei ihm Innen und Außen nicht zusammenpassen. Gott nimmt das Bekenntnis des Jesaja auf und heilt ihn an Leib und Seele. Es sind gerade die Lippen, die der Bote mit der Glut der Heiligkeit Gottes berührt (Jes 6,7). Nun ist der Prophet in der Lage, die rechten Worte zu sprechen, und er ist dazu bereit, mit allen Konsequenzen: „Hier bin ich, sende mich“ (Jes 6,8). Aufgrund seiner Sendung ist Jesaja bereit, zu seinem Volk zurückzugehen, zu denen, die sind wie er, und ihnen das Wort Gottes weiterzugeben. Weil er weiß, dass nur Gott ihn von seiner inneren Unstimmigkeit heilen konnte, kann er auch in die Solidarität zu seinen Brüdern und Schwestern zurückgehen, und auch ihnen das heilsame und verwandelnde Wort Gottes vermitteln. Dieses Wunder ist in der prophetischen Verkündigung Israel und schließlich allen Völkern verheißen. „Dann werde ich die Lippen der Völker verwandeln in reine Lippen, damit alle den Namen des Herrn anrufen und ihm einmütig dienen“ (Zef 3,9).

Um Öffnung der Lippen zu bitten, bedeutet in einem solchen Zusammenhang also, dass

Innen und Außen, dass Leib und Seele, das Reden und Tun übereinstimmen.

Wie Jesus mit dem gleichen wirkmächtigen Wort der Öffnung „Effata“ die Ohren und Lippen des Taubstummen berührte, so dass sie aufgetan wurden (Mk 7,33-35), so beten wir Morgen um Morgen um dieses Wunder der täglichen Heilung und Heiligung.

Und welche Worte spricht ein Mensch, dem Leib und Seele geheilt worden sind? Es können nur Worte des Lobes sein. Das Gotteslob ist die angemessene Reaktion des Menschen auf das Tun Gottes an ihm (Lk 17,12-19).

Antiphonen

Im Umgang mit den Psalmen seit altkirchlicher Zeit gibt es eine doppelte Tradition: Da werden zum einen Psalmen zur Gänze rezipiert, wie es in der Tagzeitenliturgie geschieht. Zum anderen aber werden einzelne Psalmverse ausgewählt und als Eröffnungsruf oder eben auch als Antiphon. Beides bedingt einander: Es geht immer um die ganzen, großen Texte der biblischen Tradition. Zugleich aber sind es immer einzelne Verse aus ihnen, die sich je und je aktualisieren. Aus dem Strom des Gotteswortes ist jeder Hörende eingeladen, sich von dem einen Wort treffen zu lassen, das ihn heute stärkt, das ihn heilsam beunruhigt, das ihn weiterbringt. Das Prinzip der Achtung des ganzen Textes und das Prinzip der Auswahl bedingen einander. Die Antiphonen wollen ein solches Vermittlungsglied zwischen den Psalmen und der Gemeinde sein. Sie laden ein, einmal einen Vers in den Mittelpunkt zu stellen, von ihm her den gesamten Psalm zu lesen und zu hören und mit diesem Vers dann vielleicht auch über den Psalm hinaus in den Tag weiterzugehen. So wollen sie den Psalm, aber auch die Beterinnen und Beter aufschließen. Und vielleicht geschieht es ja, dass mich einmal ein Psalmvers so trifft, dass er zu meiner persönlichen Antiphon wird, zu meinem Stoßgebet, das mein Leben begleitet.

„HERR, öffne meine Lippen.“

Liebe Leserinnen und Leser,

es ist die große Herausforderung für jeden Christen, aber ganz besonders für jede(n) Theologin/en, deren Lebensaufgabe es ist, von Gott zu sprechen, das Sprechen im Leben selbst Fleisch werden zu lassen: im Leib, in der Welt und in der Kirche. Dies bedenkt sehr existentiell und zugleich versehen mit sehr praktischen (Ein-)Übungen der Aachener Spiritual in der Priesterausbildung und Geistliche Begleiter **Pfr. Georg Lauscher**.

Auch wenn Seligsprechungen mittlerweile häufig in der Kirche zu erleben sind, bedeutet die entsprechende Würdigung von drei Lübecker Priestern als Opfer des Naziterrors nicht nur eine Ehrung ihres Martyriums, sondern sie geschieht zugleich in Verneigung vor dem vierten Opfer derselben Hinrichtung, des evangelischen Pastors Karl-Friedrich Stellbrink. Damit leuchtet im Dunkel des Hinblickens auf das Grauen und im Licht der Hoffnung auf das größere Licht Gottes zugleich auch die Ökumene als ein Licht auf, das sicher noch viel Geist-Atem braucht, um zum Strahlglanz der Einheit zu gelangen. Einen Beitrag aus erster Hand hat der Hamburger **Dompropst em. Dr. Alois Jansen** verfasst.

Über die Dimension des Heils, in der Krankenhausseelsorge, welche diejenige der Heilung übersteigt, denkt der Bonner Krankenhausseelsorger **Pfr. Walter Koll** nach.

Anlässlich des bevorstehenden Pueri Cantores-Treffens in Würzburg Mitte Juli hat **Pastor Dr. Marius Linnenborn** aus Essen einen grundsätzlichen Beitrag über die Bedeutung des Kindergesangs im Gottesdienst verfasst.

PR Dr. Detlef Schneider-Stengel vom Kath. Stadtsekretariat Gelsenkirchen berichtet vom gelungenen Projekt eines interreligiösen Pilgerweges mit Juden, Moslems und Christen.

Zum Schluss gibt es noch einen Kinotipp des Theologen und Filmfachmanns **Dr. Thomas Kroll** zum Film „Vier Leben“, der am 30.6. startet.

In dieser Mischung möge etwas für die dabei sein, deren Urlaub im Juli beginnt ebenso wie für diejenigen, die noch etwas warten müssen. In diesem Sinne

herzliche Grüße

Ihr 

Gunther Fleischer

„Priester überleben als Theologen“

Im Folgenden wird die These des Aachener Psychiaters und Psychotherapeuten Dr. Frank Löhner aufgegriffen und vertieft, die er neben anderen dem Diözesanpriesterrat des Bistums Aachen vortrug¹. Wenn es da heißt „Wie überleben Weltpriester?“, so ist dieses Überleben nicht als ein gequältes, sondern als ein zukunftsträchtiges, möglichst erfülltes Leben zu verstehen. Dass Priester nicht überleben und bestehen können, ohne Theologen zu sein, scheint selbstverständlich zu sein. Um feststellen, dass dies so selbstverständlich nicht ist, genügt ein kurzer Blick auf die Realität priesterlichen Lebens.

Wenn ich von Theologen spreche, meine ich berufene Gottsucher, die sich geistesgegenwärtig üben im „Schmecken“, „Kauen“ und „Wiederkauen“ des Wortes Gottes und persönlicher, gesellschaftlicher, kirchlicher Lebenserfahrungen. Ich meine Theologen, die gemäß der alten Unterscheidung zwischen „docti“ und „sapientes“ nicht nur belesen und gelehrt, sondern auch „schmeckend“, lebenserfahren und in diesem Sinn „weise“ geworden sind.

Dringend geboten scheint mir, besonders zwei Aspekte unseres Gott-Nach-Denkens und Von-Gott-Sprechens selbstkritisch zu überprüfen:

1. Der unverfügbare Gott und der fassungslose Mensch

Kurz vor seinem Tod, an seinem 80. Geburtstag hielt Karl Rahner eine viel beachtete Rede über die „Erfahrungen eines katholischen Theologen“. Darin sagt er:

„Ich meine Erfahrungen eines Theologen oder besser gesagt, eines Menschen, der beauftragt war, ein Theologe zu sein, aber nicht so recht weiß, ob er diesem Auftrag gerecht geworden ist, wobei sich der Zweifel darüber nicht einmal so sehr von einer allgemeinen menschlichen Unzulänglichkeit nährt, als vielmehr von der Überforderung, die jedem theologischen Bemühen wesentlich innewohnt, weil es von der Unbegreiflichkeit Gottes reden muss. ... Das vierte Laterankonzil sagt ausdrücklich, man könne über Gott von der Welt aus ... nichts an Inhaltlichkeit positiver Art sagen, ohne dabei eine radikale Unangemessenheit dieser positiven Aussage mit der gemeinten Wirklichkeit selbst anzumerken. Aber im praktischen Betrieb der Theologie vergessen wir das immer wieder. Wir reden von Gott, von seiner Existenz, von seiner Persönlichkeit, von drei Personen in Gott, von seiner Freiheit, seinem uns verpflichtenden Willen usw.; wir müssen dies selbstverständlich, wir können nicht bloß von Gott schweigen, weil man dies nur kann, wirklich kann, wenn man zuerst geredet hat. Aber bei diesem Reden vergessen wir dann meistens, dass eine solche Zusage immer nur dann einigermaßen legitim von Gott ausgesagt werden kann, wenn wir sie gleichzeitig auch immer wieder zurücknehmen, die unheimliche Schwebelage zwischen Ja und Nein als den wahren und einzigen festen Punkt unseres Erkennens aushalten und so unsere Aussagen immer auch hineinfallen lassen in die schweigende Unbegreiflichkeit Gottes selber ...“

Reden und tun wir nicht oft wirklich so, als wüssten wir Bescheid über Gott? Doch eins ist gewiss: Was wir begriffen zu haben glauben, ist nicht Gott. In meinem Denken und Sprechen kann ich Gottes nicht habhaft werden. In meiner Erfahrung ebenso wenig. Gott entkommt mir jedes Mal – wie im Hohenlied der Geliebte der Liebenden entkommt. Und weil ich Ihn liebe, vermisse ich Ihn. „Ich habe Gott nicht – ich hoffe, Gott hat mich!“ (Ernst Barlach) Je mehr ich meine, Gott zu haben und zu kennen, umso weniger habe und kenne ich Ihn.

Diese Haltung von Suchenden, Besitzlosen, Armen vor Gott können unsere Zeitgenossen nur schwer bei uns erkennen. Als Theologen, die sich bei allem Wissen ihrer Armut an eigenem Bescheid-Wissen über Gott bewusst sind, könnten wir angstfrei an der Seite derer stehen, die auf außergemeindlichen Wegen nach Gott fragen. Selbst diese außergemeindlichen Gottsucher sind inzwischen eine Minderheit in einer Welt, die von der Nicht-Notwendigkeit, der Überflüssigkeit Gottes ausgeht. Glaube bewährt sich am Nicht-glauben-können. Die häufigsten und herausforderndsten Glaubensgespräche habe ich nicht in der Gemeinde, sondern überraschenderweise in den Jahren als Hilfsarbeiter in der Fabrik und als Nachbar im sozialen Brennpunkt erlebt.

Wir stellen fest: Selbst bei religiös Suchenden stößt unsere Verkündigung eines personalen, sich in Christus offenbarenden Gottes zunächst auf Abwehr. Fallen wir nicht zu schnell mit der Tür ins Haus? Oder betreten wir es gar nicht mehr? Haben wir noch Geduld für Umwege im Glauben? Verkündigen wir das Geheimnis Gottes oder zu sehr unsere Vorstellungen davon?

„Aus Schatten und Bildern zur Wahrheit“, so zitiert Bischof Mussinghoff in einer Predigt John Henry Newman. Dieser wählte jenes Wort für die Gedenktafel an seinem Grab und wollte vermutlich darin seine grundlegende theologische Suchbewegung andeuten.

In seiner Predigt „Von der Unbekanntheit Gottes“ sagt Guardini: „Es ist immer ein besseres Zeichen für die Frömmigkeit einer Zeit, wenn in ihrem Bewusstsein die Unbekanntheit Gottes hervortritt, als wenn sie meint, gar so viel von Ihm zu wissen, und so ohne weiteres von Ihm redet: Er sei dies, Er sei jenes; so sei recht Ihm gegenüber gehandelt und so falsch ... Doch freilich, es ist ein großer Unterschied, wie das gesagt wird, Er sei unbekannt. Ob es in Frömmigkeit geschieht oder aber in Skepsis, in Kälte.“³

Weit mehr als zur Zeit des Konzils ist die Gottesfrage heute ein „Zeichen der Zeit“! Der Philosoph Jürgen Habermas, der sich

selbst „religiös unmusikalisch“ nennt, sieht die Bedeutung von Religion darin: ein „Bewusstsein von dem, was fehlt, von dem, was zum Himmel schreit, zu wecken und wachzuhalten“.⁴ Könnten wir den Menschen nicht von unserer innersten Glaubenserfahrung her gerade auch im Gott-Vermissen zutiefst verbunden sein?!

Von daher erscheint eine Wiederbelebung und Verheutigung der bis ins 16. Jahrhundert lebendigen negativen, apophatischen, mystischen Theologie hilfreich und dringend geboten. In den orthodoxen Kirchen ist sie bis heute lebendig geblieben.

Anregung:

Sich üben in stillem Staunen

a) Bei so viel religiösem Reden und Tun als Theologen nicht abzustumpfen und die Ehrfurcht vor dem göttlichen Geheimnis nicht zu verlieren, ist eine enorme Herausforderung. Ich schaffe Räume und Zeiten schweigenden Daseins, wo ich nicht in meiner kirchlichen, gesellschaftlichen Rolle da bin, sondern zuinnerst gelassen Mensch sein darf. „Denke nackt über Dich Nackten nach“, lädt Bernhard von Clairvaux ein.⁵ Selig, die arm sind vor Gott, arm auch an eigenem Bescheid-Wissen über Ihn! Sehne ich mich noch von Herzen nach Gott? Vermisse ich Ihn angesichts von Mensch und Welt?

b) Nicht nur im „mainstream“ affirmativer Theologie lesen, auch aus der vergessenen Tradition der mystischen Theologie: Dionysius Areopagita, Meister Eckhart, Wolke des Nichtwissens, Johannes vom Kreuz, Edith Stein, Thomas Merton, Dag Hammarskjöld, Bernhard Welte⁶, Hans-Joachim Höhn⁷ u.v.a.

2. Von der Vergegenständlichung Gottes im Denken und Sprechen zum Sein in Ihm

Wir reden und glauben oft so, als stünden sich Gott und Mensch, Gott und Welt getrennt gegenüber wie Subjekt und Objekt. Dies ist schon rein denkerisch falsch. Gott

wäre nicht Gott, der Ewige, Unbegrenzte, wenn er an Mensch und Welt seine Grenze fände, wenn wir außerhalb seiner wären! Der dualistische Virus steckt noch tief in uns! In unsern Gedanken zerteilen wir, was in Wirklichkeit verbunden ist.

Vermutlich hat uns auch die Vorstellung vom Schöpfer, der etwas schaffend aus sich heraussetzt, dazu verleitet, Gott fast ausschließlich als mehr oder weniger bildhaft vorgestelltes, äußeres Gegenüber zu glauben. Gott setzt schaffend und lebenspendend nicht gleichsam räumlich etwas aus sich heraus, sondern vielmehr etwas in sich hinein. Was ist, ist in Gott. Was ist, ist in Gott Ihm gegenüber, ist in Gott „von und zu Gott“. Darin gründet der Adel alles Geschaffenen. Wenn wir an Menschen, an die Welt denken, dürfen wir sie und uns selbst in Gott sehen. Alles, was ist, ist unterschieden, aber nicht getrennt von Gott.

Von den ca. 1400 Seiten der Einheitsübersetzung der Hl. Schrift nimmt die Hebräische Bibel den weitaus größten Teil, ca. 1000 Seiten, ein. Sie erzählt die Geschichte der Offenbarung des bildlosen und namenlosen Gottes. Auf dem Hintergrund dieser in der Bibel vorherrschenden, faszinierenden und erschreckenden Absolutheit Gottes dreht sich das Neue Testament permanent um Christus, „das Ebenbild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15), den Mittler ins absolute Geheimnis Gottes. „Durch Ihn und mit Ihm und in Ihm“ sind wir im „Vater“. Paulus spricht ständig von unserm In-Christus-Sein. Im Johannes-Evangelium sagt Jesus: „Bleibt in mir!“ Sich selbst nennt Christus am liebsten „benadam“ (87x in den Evangelien). Als wollte Er uns sagen: „Ich bin wie ihr: ein schwacher Mensch und genau so und nicht anders: Gottes Sohn! Und so, von ganz tief unten her, lade ich euch ein, in mir als Söhne und Töchter Gottes zu leben, gottinnig, gottverbunden.“

Bei der Taufe wurden wir „eingekleidet in Christus“ und durch Ihn hineingenommen in Gott: „Ihr seid alle durch den Glauben Söhne Gottes in Christus Jesus. Ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus (als Gewand) angelegt“ (Gal 3,26-27). Insofern

wir dies wirklich glauben, brauchen wir uns nicht verzweifelt anzustrengen, „geistlich“ zu werden. Wir sind es, – weil wir in Gott sind! Leben, was wir im Glauben schon sind – darum geht es. Wir brauchen nichts erfinden, nur entdecken und entwickeln, realisieren. „Pisteuein in Christum besagt mehr als Glauben: in Ihn hineingehen“, sagt Edith Stein.⁸

„Das Lassen der Kreatur ist die erste und für uns Sünder immer neue Phase des Findens Gottes. Aber auch nur die erste. Der Dienst an der Kreatur, gesandt von Gott weg zurück in die Welt, mag die zweite Phase sein. Aber es gibt noch eine dritte: die Kreatur, sie selbst in ihrer Entsprungenheit und Selbstständigkeit in Gott zu finden.“⁹

Ahnen wir, welche Entlastung in diesem biblischen Ansatz liegt? Wir sind mit allen und allem immer schon drinnen in Ihm! Da ist grundsätzlich nichts geistlich zu schaffen! Er hat's geschafft. Wir und alle, Freund und Feind, sind in Ihm. Christus ist uns nicht nur gegenüber – er ist vor allem unser Lebensraum, in einer fortwährenden Kommunion. Wir sind, wie Paulus dauernd wiederholt, „in Christus“ als in unserem Lebensraum.“¹⁰

Anregung:

Sich üben im Inne-sein

a) Die Übung des Herzensgebetes im Alltag (Stoßgebet), z.B.: „Ich in Dir.“ „Wir in Dir.“ „Nicht ich, sondern Du in uns.“

b) Beten als Ausruhen bei Ihm, in Ihm. In schwierigen Konfliktsituationen in den (konfliktreichen) Evangelien lesen, um in der Art Jesu Orientierung zu finden.

Unser Glaube an die göttliche Inkarnation in Christus und unsere Hineinnahme in Ihn hat Folgen für unser Leben: Ihm in seiner Bewegung folgend uns in je verschiedener Weise zu inkarnieren – in unsern Leib, in unsere Welt, in unsere Kirche. An diesen drei Aspekten christlicher Lebensgestaltung kann ich in etwa ablesen, wie weit christlicher Glaube mich realiter durchdringt und prägt:

2.1 Im Leib

Das uns Allernächste ist unser Verhältnis zum Leib, das Innesein in diesem meinem, mir so gegebenen und so gewordenen Leib. Trotz aller positiven kirchlichen Verlautbarungen leiden wir in der Kirche noch an einem tiefsitzenden Misstrauen dem Leib, der Sexualität und Intimität des Menschen gegenüber. Auch hier ist unser Verhältnis – oft unbemerkt – in unheilvoller Weise dualistisch vergegenständlichend. (Darin der liberalen Vergegenständlichung der Sexualität verwandt!) Die Folgen leibentfremdeter Spiritualität (konservativer wie liberaler Spielart) haben uns die Missbrauchsskandale in erschreckender Weise vor Augen geführt.

Es gilt, ganz elementar anzusetzen: Wie können wir Zölibatäre zu einem lebendigen, sinnlich-geistlichen Im-Leib-sein finden und so zu mehr Vitalität und Lebensfreude, zu mehr Gespür für angemessene Nähe und Distanz, Selbst- und Fremdachung? Die fehlende ganzheitlich-personale Begegnung ist und bleibt für uns ein riskanter Mangel! Es gilt, „nicht emotional hungrig zu den Menschen zu gehen“ bzw. realistischer: im wachen Bewusstsein eigenen Hungers, ohne die seelsorgliche Beziehung zur Stillung emotionalen Hungers zu missbrauchen!

Christlicher Glaube erweist sich in einer enormen Achtung des menschlichen Leibes! Ohne ihn zu vergötzen. „Wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch wohnt und den ihr von Gott habt? Verherrlicht also Gott in eurem Leib“ (1Kor 6,19-20)! Der Leib ist nicht Gott. Er ist seine „Monstranz“. Unser Leben von Ihm her ein „Das-ist-mein-Leib-Leben“ (1 Kor 11,24) für das Leben der Welt.

Seelsorge ist immer auch Leibsorge. Beide beginnen bei uns selbst. Bernhard von Clairvaux schreibt sehr eindringlich an Eugen III.: „Bist du nicht jedem fremd, wenn Du Dir selber fremd bist? Ja, wer mit sich selbst schlecht umgeht, wem kann der gut sein?“¹¹

Bemerken wir noch, wie häufig wir unserm eigenen Leib nicht wirklich inne sind? Dass wir ihn in maßloser Arbeit als Objekt miss-

brauchen? Erneuerung beginnt mit Wahrnehmung und Wahrhaftigkeit: ein waches Wohnen im Leib, in unserem von Arbeit und Alter gezeichneten Leib. Üben in Selbstbewusstheit ist Vorbeugen missbräuchlichen Verhaltens im weitesten Sinn! Tragisch wird es, wenn wir nicht merken, dass wir nicht merken! Wenn einer sich und anderen Schaden zufügt, und darin fortfährt, solange er selber es eben nicht merken kann!

Anregung:

Sich üben im Selbstwahrnehmen

a) Ich prüfe mich auf die 5 Grundelemente geistlichen Lebens hin (nach Franz Jalics):

1. Schlaf
2. Leib (Bewegung, Nahrung)
3. Beten
4. Freundschaft, Gemeinschaft
5. Arbeit¹²

b) Ich allein trage die Verantwortung dafür, dass ich mein Maß, meinen Ausgleich finde! Als Hilfe zur Unterscheidung in diesem Punkt: die höchste Stufe der Liebe ist nach Bernhard von Clairvaux die Liebe zu sich selbst um Gottes willen!¹³

c) Übung in Leibpräsenz – Sport, Wandern, Leibarbeit, Meditationsformen, Leibgebet

2.2 In der Welt

So wie wir uns nicht leicht tun, in unserm Leib zu sein, so tun wir uns nicht leicht, uns in die gesellschaftliche Realität zu inkarnieren. Im 2. Vatikanum (Gaudium et spes) wurde die „dualistische Frontstellung von Kirche und Welt“ (K. Lehmann) überwunden. Sind wir nach der Sinus-Milieu-Studie nur noch „2/10 Welt-Priester“ (für Konservative und Bürgerliche Mitte)? Ist das der Erweis, dass wir dem Auftrag Jesu untreu geworden sind, den Armen das Evangelium zu verkünden? Ohne Inkarnation in „ihre Welt“ – die nur partiell und punktuell möglich ist – kann dies wohl kaum gehen. Aus ihrem Leben in der Pariser Bannmeile heraus schreibt

Madeleine Delbr el: „Wir Leute von der Straße glauben aus aller Kraft, dass diese Straße, dass diese Welt, in die uns Gott gesetzt hat, für uns der Ort unserer Heiligkeit ist.“¹⁴ Sie verstand die christliche Botschaft als Auftrag, „ganz in Christus“ „ganz in der Welt“ zu leben. Sie glaubte sich wie Alfred Delp „von Gott mit der Wirklichkeit umarmt“. Die Welt ihres Stadtviertels war die Wirklichkeit, mit der sie sich von Gott umarmt glaubte.

Nach dem Zeugnis des Lukas-Evangelium waren nicht seine Jünger die Nächsten in seinem Sterben und Auferstehen: der Ihm Nächste ist am Ende der Mit-Gekreuzigte, der in letzter Minute umkehrt, ohne Ihm vorher gefolgt zu sein!

Nie hat Jesus für eine seiner Heilungen Bedingungen gestellt: weder Mitgliedschaft im J ungerkreis oder Tempelbesuch noch moralische Würdigkeit oder „Reinheit“ – nichts außer der Sehnsucht nach Heilung! Haben wir nicht ganze Bündel von Lasten geschnürt (Lk 11,46), so dass die Armen kaum glauben können, noch „an Jesus heranzukommen“? Sind sie nicht „de facto exkommuniziert“ (Franz Kamphaus)?

Anregung:

Sich üben im Nicht-Richten

Wie begegnen wir in unsern Gemeinden „Fernstehenden“? Wie sprechen wir über sie, wenn wir „unter uns“ sind? Was können wir von Jesu Verhalten zu Fernstehenden und Verachteten lernen?

2.3 In der Kirche

Wie wir dazu neigen, Leib und Welt und in allem Gott zu vergegenst ndlichen, so verhalten wir uns auch häufig in Beziehung zur Kirche, deren Glieder wir sind. Ertappen wir uns beim Reden nicht oft dabei, dass wir von der Kirche als bloßes Objekt reden, so als stünden wir als Außen-Stehende der Kirche gegenüber?

Einerseits kann dies helfen, manchen Dissens zu ertragen. Andererseits geraten wir

leicht in die Gefahr, uns selbst mitten in der Kirche innerlich der Kirche zu entfremden, ihr und uns zum Schaden. Das Inne-Sein, das ignatianische „Sentire in ecclesia“¹⁵, das Fühlen mit der Kirche fällt schwer.

Dass viele Getaufte an der Kirche leiden und doch treu und kritisch in ihr bleiben, darf uns ermutigen! Karl Rahner sprach bereits 1936 von der Taufe als „der Weihe des Laien zur Seelsorge“¹⁶. Diese ist zu unterscheiden, aber eben nicht zu trennen von der Weihe des Priesters zur Seelsorge. In der Kirchen-Konstitution des 2. Vatikanischen Konzils lehrt die Kirche, dass die Laien, „die durch die Taufe Christus einverleibt, zum Volke Gottes gemacht und des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes Christi auf ihre Weise teilhaftig (sind), zu ihrem Teil die Sendung des ganzen christlichen Volkes in der Kirche und in der Welt ausüben“ (Lumen gentium 31).

Um einem  uberbetonten, die Einheit des Leibes Christi schädigenden Dualismus zwischen Priester und Laien entgegenzutreten, täten wir gut daran, uns wie die frühe Kirche stärker auf die uns mit allen im priesterlichen Gottesvolk sakramental verbindende Taufe zu besinnen. „Die mit der Taufe gegebene Berufung ist das Fundament des kirchlichen Amtes und aller kirchlichen Ämter. Alle hierarchischen Differenzierungen der Kirche sind der Taufe theologisch nachgeordnet.“¹⁷ Dies zu realisieren, entlastet: Wir tun unsern priesterlichen Dienst im priesterlichen Volk Gottes!

Anregung:

Sich üben in geistlicher Weggemeinschaft

a) Glaube ich wirklich an Heiligung, Auftrag und Sendung jedes Christen im Taufsakrament? Oder lebe ich da nicht häufig im Kleinglauben?

Ich brauche nicht „einsame Spitze“ zu sein. Ich soll durchlässig werden für Christus, den einzigen Priester des Neuen Bundes, der ein Laie war, nicht zum Stand der Priesterschaft gehörte, sondern Priester war „nach der Ordnung Melchisedeks“ (Hebr). Kämen wir, dies

wirklich glaubend, nicht eher aus der (Selbst-)Überforderung heraus?

b) Im Pastoralteam nicht nur gemeinsam planen sondern auch geistliches Leben teilen. Eine Kultur gegenseitiger Aufmerksamkeit und Wertschätzung einüben. Je einfacher und persönlicher, desto lebendiger! Schriftgespräch, Schweigen, Danken, Bitten, Stundengebet... Hier dürfen wir kreativer werden! „Ein Team der Pfarrseelsorge könnte vielleicht doch langsam ein geistliches Team werden.“ So hatte Karl Rahner 1976 „die bescheidene Vermutung, dass in Zukunft ein Seelsorgeteam eine geistliche Gemeinschaft mit einer kommunitären Spiritualität werden muss, soll es seiner Aufgabe in der Seelsorge wirklich in genügendem Maße gerecht werden können.“¹⁸

c) Von dorther wäre gemeinsam um eine theologische Antwort auf die „Zeichen unserer (Kirchen-)Zeit“ zu ringen: Was will Gott uns durch die gegenwärtigen Probleme sagen? Wie antworten wir Ihm? Persönlich, strukturell!

- ⁷ Hans-Joachim Höhn, *Der fremde Gott – Glaube in postsäkularer Kultur*. Würzburg 2008.
- ⁸ Edith Stein, *Kleines schwarzes Notizbuch*, ESGA Bd. 20. Würzburg 2007, 67.
- ⁹ Karl Rahner, *Schriften zur Theologie* Bd. 3, Einsiedeln 1962, 56.
- ¹⁰ Hans Urs von Balthasar, *Das betrachtende Gebet*, Einsiedeln 1965, 21. Vgl. ebd. 50-51.
- ¹¹ Bernhard von Clairvaux, a.a.O. 76.
- ¹² Franz Jalics, zit. nach: M. Kehl, *St. Kessler, Priesterlich werden*. Würzburg 2010, 87.
- ¹³ Bernhard von Clairvaux, *Die Botschaft der Freude*. Zürich 2. Aufl. 1990, 121-125.
- ¹⁴ Madeleine Delbrêl, *Wir Nachbarn der Kommunisten*. Einsiedeln 1975, 49.
- ¹⁵ Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen*, Würzburg 32003, 139-144. - Vgl.: Medard Kehl, *Die Kirche*, Würzburg 42001, 19-23.
- ¹⁶ Karl Rahner, siehe Anmerkung 9, 323-328.
- ¹⁷ Reinhold Bärenz, *Der Gang auf dem Wasser. Priester und Gemeinde auf dem Weg*, 1989, 43-44.
- ¹⁸ Karl Rahner, *Zur Theologie und Spiritualität der Pfarrseelsorge*, in: *Sämtliche Werke* Bd. 28. Freiburg 2010, 41.

Anmerkungen:

- ¹ Dr. Frank Löhner, *Wie überleben Weltpriester? – Vortrag vor dem Diözesanpriesterrat des Bistums Aachen am 17.03.2010*.
- ² Karl Rahner, *Erfahrungen eines katholischen Theologen*, *Sämtliche Werke* Bd. 25. Freiburg 2008, 47-48.
- ³ Romano Guardini, *Von der Unbekanntheit Gottes*, in: *Predigten zum Kirchenjahr*. Leipzig 1963, 72.
- ⁴ Jürgen Habermas, in: M.Redder/J.Schmidt (Hg.), *Ein Bewusstsein von dem, was fehlt*. Frankfurt 2008, 31.
- ⁵ Bernhard von Clairvaux, *Gottese Erfahrung und Weg in die Welt* (Hg. Schellenberger). Olten 21990, 79.
- ⁶ Bernhard Welte, *Das Licht des Nichts*, in: Ders., *Gott und das Nichts*. Frankfurt 2000.

Alois Jansen

Das Zeugnis eines einheitlichen Bekenntnisses zum christlichen Glauben

DIE KONGREGATION FÜR DIE HEILIGSPRECHUNGEN

erlässt im Hamburger Verfahren zur
Seligsprechung bzw. zum Martyrium
der DIENER GOTTES
Johannes Prassek,
Eduard Müller
und
Hermann Lange,
DIÖZESANPRIESTER
(+ 10. November 1943)

DAS DEKRET ÜBER DAS MARTYRIUM¹

„Jetzt freue ich mich in den Leiden, die ich für euch ertrage. Für den Leib Christi, die Kirche, ergänze ich in meinem irdischen Leben das, was an den Leiden Christi noch fehlt.“ (Kol 1, 24)

Der Satz des Apostels Paulus berührte in besonderer Weise das Leben der Diener Gottes Johannes Prassek, Eduard Müller und Hermann Lange, die, eifrige Zeugen des Glaubens bis zum Tod, mit Sorgfalt und Eifer die Schönheit des Evangeliums zu predigen und zu verbreiten bemüht waren.

Der Diener Gottes Johannes Prassek wurde am 13. August 1911 in Hamburg in Deutschland in einer bescheidenen Handwerkerfamilie geboren.

Nachdem er die Berufung zum Priestertum empfangen hatte, wurde er am 13. März 1937 zum Priester geweiht. Seinen ersten pastoralen Dienst begann er in Wittenburg in Mecklenburg und setzte ihn dann in Lübeck in der Herz-Jesu-Pfarrei fort.

Er zeigte sich von Anfang an als aufgeweckter und eifriger Priester, redegewandter Verkünder und hervorragender und gütiger geistlicher Begleiter. Seine eifrige pastorale Sorge galt den Jugendlichen, besonders aber den Kranken.

Obwohl das gottesfeindliche Naziregime den Kontakt mit den „Verachteten“ untersagte, setzte Johannes Prassek alle Mühe und allen Eifer für die unzähligen polnischen Bürger ein, die zur Zwangsarbeit verurteilt waren. Er richtete sie seelisch auf und spendete ihnen auf erfinderische Weise das Bußsakrament. In der schlimmen Nacht des 28. März 1942, als mit der Bombardierung der Feuersturm über Lübeck losbrach, hat der Diener Gottes, indem er den Verwundeten half und den Wöchnerinnen, die mit ihren Babys in einen Luftschutzbunker geflohen waren, zu Hilfe kam, ein außerordentliches Zeugnis seines Charakters gegeben. Wenn auch in der folgenden Zeit von dem mutigen Einsatz Johannes Prasseks berichtet wurde, für das er von den staatlichen Behörden ein Ehrenabzeichen erhielt, wurde er von einem Denunzianten der Aufwiegelung beschuldigt. Bald darauf wurde er festgenommen und nach einem Jahr harter und entbehrungsreicher Haft von einem Nazi-Sondergericht zum Tod durch Enthauptung verurteilt.

Der Diener Gottes Eduard Müller wurde am 20. August 1911 in Neumünster in Holstein als Kind einer einfachen und mittellosen Familie geboren. Schon im frühen Lebensalter entdeckte er seine Berufung zum Priestertum und nach verschiedenen glücklichen Fügungen empfing er am 25. Juli 1940 die Priesterweihe. Er wurde als Adjunkt (zweiter Vikar) nach Lübeck in die Herz-Jesu-Pfarrei geschickt, wo er nach dem Leitwort „Ganz für Christus, den König“ emsig tätig war und mit unendlichem Eifer und in einem einzigartigen missionarischen Geist seinen priesterlichen Dienst tat.

Von heiterem und zum Spaß aufgelegtem Gemüt, dabei gewiss auch geneigt zur vollen Hingabe seiner selbst für andere, erlangte der Diener Gottes das Vertrauen der Arbeiter und Handwerker. Gleichzeitig aber war er verlässlicher und gütiger Begleiter der Jugendlichen.

Wegen des Planes, unwertes Leben zu töten, wegen des Hasses auf die Christen und wegen der drohenden Verfolgungen unter dem Vorwand der

Rassenverschiedenheit hat er das verbrecherische Naziregime unerschrocken und heftig bekämpft. Deshalb – von einem Denunzianten der Gestapo verraten – ist er verhaftet und in das Marstall Gefängnis eingeliefert worden.

Der Diener Gottes Hermann Lange wurde am 16. April 1912 in Leer geboren und stammt aus einer gut situierten und christlich tief geprägten Familie.

Schon im heranwachsenden Alter spürte er den Wunsch, Priester zu werden, der sich am 17. Dezember 1938 durch den Empfang der Priesterweihe glücklich erfüllt hat.

Im folgenden Jahr wurde er als Vikar nach Lübeck in die Herz-Jesu-Pfarrei geschickt, kümmerte sich wie der oben erwähnte Mitbruder in besonderer Weise um die seelsorgliche Betreuung arbeitsloser Jugendlicher und wurde genauso der Aufwiegelung gegen das Regime beschuldigt. Hermann Lange wurde festgenommen und unverzüglich ins Gefängnis geworfen, wo er aus dem genannten Grund zum Tod durch Enthauptung verurteilt wurde.

Die Diener Gottes wurden am 10. November 1943 in Hamburg hingerichtet.

Der große Hass, der die Anhänger der nationalsozialistischen Partei gegen die Religion und gegen die katholische Kirche erfüllte, ging während ihrer Regierungszeit in einen wahren Glaubenshass über bis hin zur mörderischen Verfolgung des christlichen Glaubens. Dies erschütterte durch viele Einschränkungen und Beschränkungen das religiöse Leben, die Freiheit des Gottesdienstes und den freien Zugang der Kirche zu den gewohnten Kommunikationsmitteln. Diese Behinderungen waren natürlich auch der Diözese auferlegt, in der Johannes Prassek, Eduard Müller und Hermann Lange ihren Aufgaben nachgingen. In Lübeck begleiteten sie die Jugendlichen spirituell, indem sie sie an vielfältige Möglichkeiten religiöser Auseinandersetzung heranführten, immer beseelt von der Treue zum rechten Glauben, die Jugendlichen in den Geboten und Tugenden Christi zu unterweisen.

Diesen pastoralen Einsatz aber, weil er ja regimfeindlich war, haben die Nazis immer beobachtet, die deswegen die Diener Gottes konse-

quent verfolgten bis hin zur Erniedrigung durch Gefängnis, Folter und Tod. Diese haben allerdings niemals den Mut verloren. Auf Gott bauend schritten sie weiter auf dem Weg der Glaubensverkündigung.

Auch in den furchtbar harten Tagen ihrer Haft unterließen sie in keiner Weise ihre priesterlichen Verpflichtungen. Die Diener Gottes hörten nämlich nicht auf – auch eingesperrt in ihre Zellen – mit heimlich eingeschmuggeltem Brot und Wein die Eucharistie zu feiern und das Bußsakrament den anderen Gefangenen zu spenden, denen das Trost und Stärkung war.

In den letzten Tagen vor ihrer Hinrichtung vereinte sich in ihnen die glühende Hingabe an den Herrn mit der inneren innigen Erneuerung der Liebe zu Christus und seiner Kirche. Ihr Martyrium war der Abschluss eines Lebens der Heiligkeit und Ehre, eines Lebens, das sie in sorgfältiger Erforschung und Erfüllung des göttlichen Willens und in unermüdlicher Ausübung ihres barmherzigen pastoralen Dienstes vollendet haben.

Aufgrund der Überzeugung, dass es sich hier um ein Martyrium handelt, wurde vom November 2004 bis November 2005 von der Hamburger Kurie ein diözesanes Erhebungsverfahren über das Martyrium der Diener Gottes geführt, dessen Verbindlichkeit und Rechtskraft von der Heiligsprechungskongregation am 4. Mai 2007 festgestellt wurden.

Nachdem eine Stellungnahme verfasst worden war, wurde entsprechend der üblichen Vorgehensweise am 7. November 2009 in einer Sondersitzung der theologischen Konsultoren erörtert, ob der Tod der Diener Gottes wirklich ein Martyrium gewesen ist. Darüber wurde positiv befunden.

Die Kardinäle und Bischöfe haben auf ihrer ordentlichen Sitzung am 8. Juni 2010 nach Anhören des Berichtes des hochwürdigsten Bischofs em. von Veliterni-Signini Andreas Maria Erba, des Vorsitzenden des Verfahrens, anerkannt, dass die Diener Gottes aus Hass gegen den Glauben wegen ihrer Treue zu Christus getötet wurden.

Nachdem Papst Benedikt XVI. über alle diese Dinge durch den unterzeichneten Erzbischof und

Präfekten gewissenhaft unterrichtet wurde, hat er die Voten der Kongregation für die Heiligsprechungen übernommen und bekräftigt und heute erklärt: Ursache und Martyrium der Diener Gottes und Diözesanpriester Johannes Prassek, Eduard Müller und Hermann Lange, worüber in dieser Sache mit Erfolg verhandelt worden ist, stehen fest.

Benedikt XVI. hat angeordnet, das Dekret zu veröffentlichen und in die Akten der Heiligsprechungskongregation aufzunehmen.

Gegeben zu Rom am 01. Juli des Jahres 2010

+ ANGELUS AMATO S.D.B.

Titularerzbischof von Silensis

Präfekt L. + S.

+ MICHAEL DI ROBERTO

Titularerzbischof von Biccarenensis

Sekretär

Erst vor einigen Tagen wurden die drei oben im Dekret erwähnten Lübecker Kapläne aufgrund ihres am 10.11.43 erlittenen Martyriums in Anwesenheit der römischen Kardinäle Angelo Amato und Walter Kasper in Lübeck selig gesprochen. Das Besondere dieser erhebenden Feier lag wohl daran, dass sowohl bei der Eucharistiefeier zur Seligsprechung als auch in einer Gedenkstunde am Vorabend in der evangelischen Martin-Luther-Kirche des evangelischen Pastors Karl-Friedrich Stellbrink in Anwesenheit der katholischen Bischöfe gedacht wurde.

Es ist interessant und zugleich schön, dass in vielen schriftlichen Beiträgen zu diesem Ereignis immer von den vier Lübecker Märtyrern die Rede ist, also Karl-Friedrich Stellbrink zu den Märtyrern mitgezählt wird.²

Es ist ja bekannt, dass auch der evangelische Pastor Stellbrink in Hamburg am gleichen Tag und zur selben Stunde wie die drei Kapläne durch das Fallbeil hingerichtet wurden.

Für mich persönlich ist die Aussage, dass „ihr Blut zur selben Stunde ineinander floss“ stets bewegend gewesen. Das bringt mich immer wieder auf den Gedanken, ja mehr

noch zu der Überzeugung, dass evangelische und katholische Christen einfach zusammen gehören und zusammen Zeugnis für Jesus Christus ablegen.

Aber es ist uns allen auch bekannt, dass damals – vor 70 Jahren – eine Zusammenarbeit, ein Zusammenhalten von katholischen und evangelischen Christen ganz und gar nicht üblich war. Erst allmählich wuchs dieses Zusammengehörigkeitsgefühl wieder stärker. Das habe ich persönlich erfahren, als ich 1960 Kaplan im schleswig-holsteinischen Neumünster und dort dann 1965 auch Pastor wurde, bis ich 1972 zum Pfarrer in Eutin/Schleswig-Holstein ernannt und dort zum Dechanten gewählt wurde. Ich vergesse nie, dass 1972 der damalige Propst des evangelischen Kirchenkreises Eutin und späteren Bischofs W. Kiebusch mich auf der Straße ansprach und in die Arme nahm: „O, lieber Bruder Jansen, Sie sind der neue Pfarrer von St. Marien. Herzlich willkommen!“

Das ökumenische Miteinander hat sich einfach positiv entwickelt. Damals jedoch (in den Jahren ab 1940) gab es praktisch kaum eine Zusammenarbeit zwischen den Kirchen und auch unter den Bischöfen, Pfarrern, Pastoren etc. im Grunde keine Beziehungen. Umso erfreulicher ist die Erfahrung der Entwicklung des Kontaktes und des brüderlichen Miteinanders von Pastor Stellbrink und den drei Kaplänen. Das begann etwa im Jahr 1940/41, als sie – ohne zunächst von einander zu wissen – gegen das Naziregime Stellung bezogen (durch persönliche Aktivitäten, durch Weitergabe des Briefes des Bischofs von Münster Clemens August von Galen etc.). Schon vorher hatte sich (wahrscheinlich zufällig) eine Freundschaft entwickelt zwischen Pastor Stellbrink und Kaplan Prassek.

Pastor Stellbrink hatte bis 1936 bereits eine bewegte Geschichte auch in seiner Stellung zum Staat und zum Naziregime hinter sich.³

1936 wurde Stellbrink aus der Partei ausgeschlossen und bei Kriegsbeginn war er offener Gegner des NS-Staates. Pastor Stellbrink hatte Kaplan Prassek 1941 durch Zufall (bei einer Beerdigung) kennen gelernt. Auf

jeden Fall freundete er sich mit ihm und mit den beiden anderen katholischen Kaplänen an.

Der frühere Bischof der Nordelbischen Kirche, Karl Ludwig Kohlwege, der vormalig Vikar an der Lübecker Lutherkirche, der Kirche Stellbrinks, war, schreibt: „Pastor Stellbrink, angetreten als ‚Kämpfer gegen Rom‘ und Verächter der ‚römischen Pfaffen‘, findet Zugang zur römisch-katholischen Welt. Er besucht den Fronleichnamsgottesdienst in der Herz-Jesu-Kirche, und ihm erschließt sich eine ganz neue Tiefe der Christus-Verehrung, von der er begeistert zu Hause erzählt. Der Kontakt zur katholischen Gemeinde in Lübeck weitet sich aus. Der Geschäftsmann Jakobus von de Berg, eine zentrale Figur dieser Gemeinde, wird zum Gesprächs- und Gebetspartner. Gemeinsam beten sie vor dem Kruzifix im Esszimmer – für das deutsche Volk, für das Ende des Krieges. Den zweiten Weihnachtstag 1941 verbringt die ganze Familie Stellbrink im Hause von de Berg. Alte Ressentiments lösen sich auf und machen dem Platz, was wir heute Ökumene nennen.“⁴

Zu der von Bischof Kohlwege erwähnten Familie von de Berg gehörte auch der spätere Domkapitular im neuen Erzbistum Hamburg Franz von de Berg. Als Pfarrer von Hamburg Wandsbek hat er vor allem dafür gesorgt, dass das Andenken an die 4 Lübecker Märtyrer durch einen alljährlichen ökumenischen Gottesdienst auch in Hamburg hochgehalten wurde. Franz von de Berg selbst erzählte mir, dass er durch die Lübecker Märtyrer geprägt wurde und er den Kaplan Eduard Müller seinen Freund nennen durfte.

Die Gestapo verhaftete im Frühjahr 1942 zunächst den evangelischen Pastor Stellbrink und danach die drei katholischen Kapläne, aber auch 18 Laien.

Die vier Geistlichen wurden im Juni 1943 zum Tode wegen „Vorbereitung zum Hochverrat und Rundfunkverbrechens“ verurteilt und am 10. November 1943 in Hamburg mit dem Fallbeil enthauptet, wobei eben, wie es hieß, „ihr Blut ineinander floss“.

Ich finde es bemerkenswert, dass es in einer guten Weise gelungen ist, die Seligsprechung (Anerkennung des Martyriums der drei katholischen Lübecker Kapläne) und das ehrende Gedenken Pastor Stellbrinks als Vorbild christlichen Glaubens zu verbinden.

Das ist katholischerseits sicher das Verdienst vom Hamburger Erzbischof Dr. Werner Thissen und auf evangelischer Seite vor allem von Bischof Karl Ludwig Kohlwege und den anderen zuständigen Bischöfen der nordelbischen Kirche.

Vor der verfassungsgebenden Synode der Nordelbischen der Mecklenburgischen und der Pommerschen Kirche hat Dr. Thissen auf die ökumenische Bedeutung der Seligsprechung der Lübecker Märtyrer hingewiesen:

„Seligsprechung und ehrendes Gedenken liegen in der heutigen theologischen Sicht unserer Kirchen längst nicht mehr so weit auseinander wie in früheren Zeiten. In einer Seligsprechung werden Glaubenszeugen als Vorbilder herausgestellt, deren Leben und Sterben beispielhaften Charakter haben. Das heißt nicht, dass sie im Leben alles richtig gemacht hätten. Bei weitem nicht. Im Gegenteil: Es kann auch dramatische Bekehrungen gegeben haben. Aber es bedeutet, dass sie ihren Glauben so konsequent gelebt haben, dass sie dafür in den Tod gegangen sind.“⁵

Und an anderer Stelle sagte er: „Papst Benedikt hat vor gut einem Monat beim Empfang des neuen Botschafters der Bundesrepublik Deutschland beim Vatikan die 4 Lübecker Märtyrer erwähnt. Wörtlich sagte er: ‚Die bezeugte Freundschaft der vier Geistlichen im Gefängnis ist ein eindrucksvolles Zeugnis der Ökumene, des Gebets und des Leidens“.⁶

Anmerkungen:

- ¹ Übersetzung: Msgr. Dr. Alois Jansen, Dompropst em.
- ² Außerordentlich viele und natürlich gute schriftliche Beiträge sind im Internet unter www.luebeckermaertyrer.de zu finden. Vieles ist nachzulesen in der interessanten Broschüre „Wer sterben kann, wer will den zwingen? Lübecker Märtyrer“, herausgegeben vom Erzbistum Hamburg und dem Bistum Osnabrück; erhältlich in der Katholischen Verlagsgesellschaft mbH St. Ansgar, Hamburg, Danziger Straße 62.
Sehr zu empfehlen ist das Buch von Peter Voswinckel: „Geführte Wege“. Die Lübecker Märtyrer in Wort und Bild. Butzon & Bercker, Kevelaer, 2010. Eine Gemeinschaftsproduktion mit dem St. Ansgar Verlag, Hamburg.
- ³ Siehe im Internet: Radio Vaticana–Luebeckermaertyrer-Kurzportraits
- ⁴ „Wer sterben kann, wer will den zwingen“ a.a.O. S. 44
- ⁵ „Katholische Seligsprechung und evangelisches Gedenken so gut wie möglich miteinander verbinden“
Grüßwort von Erzbischof Dr. Werner Thissen vor der Verfassungsgebenden Synode der Nordelbischen, der Mecklenburgischen und der Pommerischen Kirche am 29. Oktober 2010 in Lübeck-Travemünde.
- ⁶ Siehe a.a.O.

Walter Koll

Was uns heil macht

Überlegungen zu einer heilenden Krankenhauseelsorge¹

Wenn ich als Seelsorger und Theologe mit 15 Jahren Erfahrung als Klinikpfarrer über das Wort „Heil“ spreche, dann verstehe ich dieses Wort als einen religiösen Begriff; dann hat dieser Begriff eine umfassendere Bedeutung; er umfasst den ganzen Menschen in allen seinen Dimensionen: der körperlichen, der psychischen, der sozialen und eben auch der spirituellen Dimension.

Im religiösen, im spirituellen Sinn meint Heil dann mehr als körperliches Gesundsein, mehr als medizinische Heilung. Aber diese beiden sind anschauliche, elementare Gleichnisse dafür, so wie im biblischen Sprachgebrauch Krankheit immer auch ein Gleichnis für Unheil ist.

Meine Erfahrung ist, dass die Fokussierung auf die medizinische Heilung, die ja das erklärte Ziel eines Krankenhauses, einer Uniklinik und des Klinikaufenthaltes ist, andere Heilsaspekte – auch von Seiten der Patientinnen und Patienten sowie deren Angehörigen – ausblendet; dass dieses Ausgerichtetsein auf das Heilwerden im medizinischen Sinne andere Heilserfahrungen, Heil im Unheil, erschwert wenn nicht verhindert. Es gibt ja nicht nur die Erfahrung vom Glück im Unglück, sondern auch die Erfahrung vom Heil im Unheil.

Zur Heilung, zur Heilwerdung gehört aber wesentlich hinzu die Krankheitsverarbeitung; der Weg zum Heil führt letztlich über die Annahme der Krankheit und ihrer Folgen und – wenn wir über die Krankheit hinaus schauen (denn der Kranke ist ja nie nur der Kranke, sondern immer ein Mensch mit vielen Facetten, ein Mensch mit einer Lebensgeschichte) – der Weg zum Heil führt letztlich über die Annahme der eigenen Biographie. Das hat eine besondere Bedeutung,

wenn es sich um eine Erkrankung handelt, die zum Tode führt.

Uns Menschen, jedem Menschen wohnt eine Grundsehnsucht inne: die Grundsehnsucht nach Heil. Heil-Sein, Im-Heil-Sein, Im-Einklang-mit-sich-selber-Sein, im Frieden mit sich und den Mitmenschen und dem Gott des Lebens sein – das ist das Ziel, auf das hin der Mensch sein Leben lang unterwegs ist. Die Erfahrung der Erkrankung, das konkrete Erleben der Endlichkeit und Begrenztheit des eigenen Lebens stellt sich dieser Sehnsucht in den Weg, bedeutet In-Frage-Stellung und zugleich Herausforderung für die Erfüllung dieser Grundsehnsucht. Spürbarer als sonst in den meisten Lebensvollzügen und -situationen erfährt der Kranke die Fragmenthaftigkeit seines Lebens.

Als Klinikseelsorger und Klinikseelsorgerinnen begleiten wir dieses Leben im Fragment mit Blick auf Heilung hin. Unser christlicher Glaube und letztlich alle Religionen haben die Zielsetzung, Heilung und Heil des Menschen zu fördern, ihm zur Heilserfahrung zu verhelfen. Dabei ermöglicht der Glaube Heilung sowohl zum Leben-Können, zum Sich-Freuen-Können, als auch zum Leiden-Können, zum Sterben-Können hin. Was heißt das nun konkret?

Heilsame Rituale – die Sakramente

Ein Angebot, das wir als Seelsorgerinnen und Seelsorger machen sind unsere Rituale, im Besonderen unsere Sakramente. Mehr als Worte, die uns zugesprochen werden, bringen uns Rituale in Verbindung mit dem Heil. Sie stellen die unheile Situation des einzelnen, des Kranken in den Heilszusammenhang unseres christlichen Glaubens – und dies über Worte hinaus durch eine Zeichenhandlung, durch körperlich erfahrbare Zeichen. Ich möchte das im Folgenden ein wenig ausführen.

In der *Segnung und Aussegnung* wird durch das Zeichen der Handauflegung spürbar, dass Gott seine Hand über mich hält,

dass er mich liebevoll und fürsorglich begleitet, dass er mich mütterlich/väterlich behandelt; dass er seine Hand hält über Lebende und Tote; dass er uns und unser Leben benediziert, segnet, guttheißt; dass er uns zusagt: es wird alles gut, denn ich, Dein Gott, werde Dich zum Guten, zum Heil führen. Eine besondere Form praktizieren wir dreimal jährlich in Segnungsgottesdiensten.

In der *Krankensalbung* kommt durch die Salbung, durch die Verwendung von Salböl zum Ausdruck, dass Gott uns, dass er unserem Leben Heilung schenken will (denn Salbe ist ja auch im medizinischen Sinne und Gebrauch ein Heilmittel). Und des weiteren greift die Salbung auch ein Zeichen der katholischen Taufe auf, sie schlägt so einen Bogen um das ganze Leben und bringt zum Ausdruck: Gott ist mit Dir vom Anfang bis zum Ende Deines Lebens; und wie er zum Beginn Deines Lebens im Sakrament der Taufe sein Ja zu Dir gesprochen hat, so sagt er es auch jetzt in der Situation Deiner Krankheit, möglicherweise Deines Sterbens, Deines Lebensendes.

Bei der *Kommunion* wird uns das Brot des Lebens, der Leib Christi sinnhaft gegeben, wodurch die Vereinigung mit Gott konkret spürbar und begreifbar wird. Durch das Zeichen des Brotes, in dem Gott sich uns selber schenkt, will er uns erfahrbar machen, dass er unseren Lebenshunger, unsere Sehnsucht nach Leben und Heil stillen will und dass er uns Kraft schenken will, um die Last des Lebens, die mit der Krankheit und dem Sterben verbundene Last tragen und den schweren Weg durch diese Lebensphase gehen zu können.

Schließlich bieten wir auf Wunsch auch das Sakrament der *Beichte* an, in dem uns unter der Auflegung der Hände die Zusage gegeben wird, dass Gott uns liebt mit allem, was zu uns gehört – auch mit Scheitern und Versagen und Schuld.

Ich erinnere mich hier besonders an einen Patienten, der mir in Vorbereitung auf eine

große Herz-OP in der Beichte etwas anvertraute, worüber er in seinem ganzen Leben noch nie mit einem Menschen gesprochen hatte, was er über 40 Jahre mit sich herumgetragen und unter dem er Zeit seines Lebens gelitten hatte. Nach den Worten der Absolution brach er in Tränen aus – es waren Tränen der Befreiung, der Freude und des inneren Friedens. Mir fielen die Worte ein, die Jesus dem Zachäus sagte: Heute ist diesem Menschen das Heil geschenkt worden.

Heilsame Nähe – personales Angebot

Als Seelsorgerinnen und Seelsorger haben wir nicht nur mit kirchlichen Menschen zu tun oder nicht nur mit kirchlichen Leuten, die auch ihren Glauben praktizieren und die dann die Sakramente oder Rituale nicht in Anspruch nehmen möchten oder können. Das ist letztlich die Mehrzahl. Auch diese wie auch diejenigen, die die Sakramente empfangen, haben vielfältige Themen und Bedürfnisse. Das Annehmen der eigenen aktuellen Situation habe ich schon angesprochen als Grundthema mit den je persönlichen Ausformungen. Hier ist es von unserer Seite vor allem das personale Angebot, die Begegnung von Mensch zu Mensch, die für manche hilfreich und heilsam erfahren wird.

Manchmal – die Ärzte mögen es mir verzeihen, wenn ich das jetzt sage – manchmal ist die Nähe eines Menschen, die Erfahrung menschlicher Nähe heilsamer als Medikamente. Natürlich gilt das vor allem für die Nähe der geliebten Menschen: der Partner/innen, der Eltern, der Kinder. Aber es gilt auch für uns, die wir in der Klinik arbeiten – nicht nur für Seelsorger/innen, auch für Ärztinnen/Ärzte und für Pflegenden. Wilhelm Willms, der unlängst verstorbene Priester und Dichter, schreibt in einem Text: Wußttest Du schon, dass die Nähe eines Menschen gesund machen kann ... ?

Heilsame Gespräche

Zu unserem personalen Angebot gehört dann natürlich das Gespräch. Hier wird den Kranken Raum gegeben, sich auszusprechen, das auszusprechen, was sie aktuell bewegt, was sie umtreibt, was sie ängstigt, was ihnen zu schaffen macht, was ihnen schwer ist usw.

Eine Patientin – ich nenne sie stellvertretend für viele – konnte nicht mit ihrem Mann über ihre Situation, über den bevorstehenden Tod reden, weil dieser dieses Thema verweigerte. Als er eines Morgens kam, während ich mit seiner Frau im Gespräch war, ergriff sie die Gelegenheit und sagte: wir sind gerade bei deinem Lieblingsthema. Der Mann begriff sofort, was gemeint war, konnte sich in diesem Moment darauf einlassen und seine Frau dann in den Tod begleiten. Die verweigerte, unterbrochene Kommunikation war wiederhergestellt – ein Stück Heilung auch der Beziehung.

Es können auch Themen angesprochen werden, die die eigene Lebensgeschichte betreffen. So wurde im Gespräch mit den Angehörigen eines sterbenden Patienten angesprochen, dass es einen Sohn gibt, der vor vielen Jahren im Streit mit dem Vater auseinander gegangen ist. Durch meine Ermutigung entschied sich eine Tochter, diesen Sohn über das bevorstehende Sterben des Vaters zu informieren. Die Begegnung zwischen Vater und Sohn fand dann statt – unter Ausschluß der restlichen Familie. Die Versöhnung auf dem Sterbebett war eine starke Heilerfahrung für beide, für die ganze Familie. Zwei Tage später konnte der Patient versöhnt und im Frieden sterben. Auch diese Situation steht exemplarisch für viele andere Lebens- bzw. Familiengeschichten, wo es Unversöhntes aus der Vergangenheit gibt.

Die Zeit der Erkrankung und des Klinikaufenthaltes ist für viele, nicht nur für Sterbende, eine Zeit des Lebensrückblicks, der Lebensbilanz. Neben vielen positiven Erfahrungen auf dem Lebensweg, viel Glück und Freude durch geliebte Men-

schen und persönliche Beziehungen, neben Gelingen und Erfolg im Beruf und vielem mehr blicken sie auch auf Scheitern und Versagen und Verletzungen und Schicksalsschläge zurück. Eine Patientin erzählte mir kürzlich ihre Lebensgeschichte als Unheilsgeschichte. Mein Anliegen als Seelsorger ist es dann, diese Sicht zu akzeptieren, aber im Gespräch dann auch behutsam anderes aus der Biographie aufzuspüren und letztlich dazu zu verhelfen, dass diese Frau, dass Menschen, die eine solche Lebensbilanz ziehen, das Zeitliche doch noch segnen können. Wo das gelingt – und es gelingt leider nicht immer, auch weil die Zeit des Klinikaufenthaltes immer kürzer und die Gelegenheiten zum Gespräch mit den Betroffenen dadurch weniger werden – wo das gelingt, da erfahren die Menschen Heilung, da wird ihr Leben an einer ganz wichtigen Stelle geheilt.

Der Auftrag Jesu an seine Jünger: „Heilt die Kranken, die dort sind ...“ (Lk 10, 9) erfährt durch unseren Dienst in der Klinikseelsorge auf diese Weise konkrete Formen und Erfüllung. In einem tieferen Sinn als medizinische Heilungsbemühungen und Heilerfolge, die nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden sollen, schenkt der Dienst der Sakramente/Rituale, der menschlichen Zuwendung und Nähe sowie des vertrauensvollen Gesprächs den Menschen Heilungserfahrungen und trägt – unabhängig von der körperlichen/medizinischen Heilung – zur Heilung und Heilwerdung der Kranken bei.

Anmerkungen:

¹ Statement für eine Veranstaltung, die wir seitens der katholischen Klinikseelsorge am Uniklinikum Bonn gemeinsam mit der evangelischen Klinikseelsorge und den Bildungswerken der beiden Kirchen in Bonn im Rahmen unserer Veranstaltungsreihe „Medizin und Theologie im Dialog“ im November 2010 durchgeführt haben.

Marius Linnenborn

„Aus dem Munde der Kinder ...“ (Ps 8,3)

Warum Kinder im Gottesdienst singen (müssen)

Mitte Juli werden sie in Würzburg zusammenkommen und ein großes Fest des Gotteslobes feiern: Mehr als 3000 *Pueri Cantores*, Kinder und Jugendliche, die in kirchlichen Chören singen, feiern ihr 5. Deutsches Chorfest. Es sind kleinere und größere Chöre und Scholen aus Pfarrgemeinden und Chören von Domkirchen, die sich auf den Weg in die Domstadt am Main machen: Knaben- und Mädchenchöre, gemischte Kinder- und Jugendchöre, die dem Deutschen Chorverband *Pueri Cantores* angehören. Vier Tage werden sie unter dem Leitwort „Singen von Gottes Wegen“ in Gottesdiensten und Konzerten miteinander singen und einander begegnen.¹ Wenn die jungen Sängerinnen und Sänger nach dem Erlebnis der großen Gemeinschaft wieder zurückkehren, wird ihre Begeisterung sicher auch in ihre Heimatgemeinden ausstrahlen.

Sowohl in der Kirche als auch in der Gesellschaft insgesamt ist das Bewusstsein für die Bedeutung musikalischer Erziehung für Kinder und Jugendliche in den letzten Jahren deutlich gewachsen. Viele Gemeinden erkennen den Wert des Singens für die Weitergabe des Glaubens, die liturgische Bildung und die Beheimatung junger Menschen im Gottesdienst. Dem trägt auch die Liturgiekommission der Deutschen Bischofskonferenz mit ihrem Papier „Kinder singen ihren Glauben“ vom April 2010 Rechnung, deren erklärtes Ziel es ist, „für den wechselseitigen Zusammenhang von Singenlernen und Glaubenlernen zu sensibilisieren und die in den

beteiligten Bereichen Tätigen zur Zusammenarbeit einzuladen".² Ein Blick in die Geschichte der Liturgie und der Kirchenmusik zeigt, dass damit eine bis in die frühe Zeit des christlichen Glaubens zurückreichende Praxis wieder verstärkt in den Blick tritt, die zu fast allen Zeiten lebendig war.

Das Singen der Kinder gehört seit der ältesten Zeit der Kirche wesentlich zur Feier der Liturgie.³ Nicht nur aus musikalischen Gründen ist es wünschenswert, dass die Ausbildung für den liturgischen Gesang bereits im Kindesalter beginnt. Der Gesang der Kinder ist unter theologischen, liturgischen und pastoralen Aspekten für die Liturgie und für die Kirche geradezu eine Notwendigkeit. Wo Kinder nicht im Gottesdienst singen, verliert die Liturgie nicht nur an Lebendigkeit, sondern auch eine ihrer wesentlichen Dimensionen: das Lob Gottes, das in allen Lebensphasen zum Menschsein gehört. Die Förderung des Chorgesangs von Kindern im Gottesdienst darf deshalb nicht ins Belieben der jeweils für die Liturgie und für die Kirchenmusik Verantwortlichen gestellt werden, sondern muss ein unverzichtbarer Bestandteil des liturgischen und pastoralen Auftrags der Kirche sein.

Historische Entwicklungslinien

Bereits in heidnischen griechischen und römischen Kulturen spielte der Gesang von Kindern eine besondere Rolle; auch im jüdischen Gottesdienst waren die Kinder am Gebet und Gesang beteiligt. Seit dem 2. Jahrhundert ist bezeugt, dass Kinder in der christlichen Gemeinde beim Gebet und im Gottesdienst allein, gemeinsam oder im Wechsel mit den Erwachsenen Vorsängeraufgaben übernahmen. Eines der ersten Zeugnisse ist die *Traditio Apostolica*, die den Gesang von Psalmen durch *pueri et virgines* nennt; seit dem 4. Jahrhundert wird vermehrt erwähnt, dass *pueri* allein oder mit anderen singen. Dabei ist eine Entwicklung von schlichten Kyrie-Rufen um Gottes Erbarmen hin zu immer weiter entfalteten Aufgaben zu erkennen. Das Singen erscheint

hier als spezifischer Beitrag der Kinder zur Liturgie und als ihr Dienst für die ganze Gottesdienst feiernde Gemeinde. Spätestens seit dem 5. Jahrhundert kann man von eigenen *Scholae*, d.h. Einrichtungen zur Erziehung und Ausbildung von Knaben mit einem besonderen Schwerpunkt auf dem liturgischen Gesang sprechen, die von der Kirche geführt wurden.

Singen als Bestandteil der christlichen Erziehung

In der Alten Kirche wird dem Singen der Kinder einerseits aufgrund ihrer kindlichen Unschuld ein hoher kultisch-liturgischer Wert zugemessen, andererseits wird seine große pädagogische und katechetische Wirkung für die jungen Menschen geschätzt. Der heilige Augustinus wird nicht müde zu betonen, dass das Singen nicht nur eine äußere Aktion der Stimme sein dürfe, sondern dass das Singen mit dem Gotteslob des Herzens und mit guten Werken zusammenklingen müsse: „Nicht nur eure Stimme lobe Gott, sondern auch euer Herz, euer Leben, eure Taten!“⁴ In den ersten Jahrhunderten waren selbstverständlich auch Mädchen und Frauen am Gesang der Gemeinde im Gottesdienst beteiligt, auch als Vorsängerinnen. Erst die zunehmende Skepsis gegenüber dem Fortbestehen heidnischer Traditionen im christlichen Totenkult, bei dem Sängern eine wichtige Rolle spielten, und die stärkere Professionalisierung und Klerikalisierung der Sängerschola führten zum fast völligen Ausschluss der Mädchen und Frauen in der öffentlich gefeierten Liturgie.

Die römische *Schola cantorum*, deren Ursprünge bis ins 5. Jahrhundert zurückreichen und die später von verschiedenen Päpsten weitere Förderung erhielt, entwickelte sich zum Vorbild für entsprechende Einrichtungen an Kathedralen und Klöstern im ganzen Abendland. In diesen Dom- und Klosterschulen wurden Knaben für den musikalischen Dienst in der Liturgie ausgebildet und erhielten gleichzeitig eine umfassende Bildung und eine Vorbereitung für den geistli-

chen Dienst, ja diese Schulen bildeten im Mittelalter die geistigen und kulturellen Keimzellen Europas.

Die Sängerknaben, die als *pueri oblati* den Klöstern übergeben wurden, übernahmen in der Liturgie spezielle Aufgaben, teilweise erfüllten sie den Dienst sogar in Vertretung der erwachsenen Konventsangehörigen und sorgten damit für eine regelmäßige und würdige Feier der Liturgie. Bestimmte Festtage im Kirchenjahr erhielten in den Kathedralen und Klöstern durch die Chorschüler eine kindgemäße dramatisierende Ausgestaltung: hier sind vor allem der Palmsonntag und das Fest der Unschuldigen Kinder mit dem sogenannten Kinderbischofsspiel zu nennen. In einer Sequenz aus dem 13. Jahrhundert zum Fest der Unschuldigen Kinder am Aachener Münster heißt es ausdrücklich: „Alle Kinder sollen singen, einzeln sollen sie ihre Stimme erheben in schöner Melodie.“⁵

Chorgesang als Instrument der Verkündigung

Im Zuge der Entfaltung der Mehrstimmigkeit erhielten die Sängerknaben eine größere Bedeutung als eigenständige Oberstimmen in den mehrstimmigen Gesangsensembles, die im Vergleich mit den heutigen Chören zwar eine erheblich geringere Sängerzahl hatten, deren Stimmkraft deshalb aber umso stärker gewesen sein muss. Durch die Reformatorische Bewegung erfuhr der Gesang im Gottesdienst eine neue Wertschätzung, besonders auch die Ausbildung der Kinder zum Singen. Martin Luther verstand das gesungene Wort Gottes als wichtigen Bestandteil der Verkündigung: „Gottes Wort will gepredigt und gesungen sein, das verstanden werde und Weisheit gebe.“⁶ Einerseits sollte die gesamte Gemeinde im Gottesdienst Lieder in der Muttersprache singen, andererseits hatten die Chöre und Kantoreien ihre besonderen Aufgaben sowohl im Gottesdienst als auch für die Katechese und die Verbreitung des reformatorischen Gedankenguts (Kurrendesingen); Chor- und Gemeindegang ergänzten einander.

In ähnlicher Weise gehörten die Musikpflege und der Chorgesang auch zum gegenreformatorischen Bildungskonzept. Die Chöre der Jesuitenkollegien übernahmen eine wichtige Rolle als katechetisches Instrument in der Verbreitung der katholischen Lehre. Nach einer weiteren Hochphase in der Zeit der barocken Kantoreien und Dom- bzw. Hofkapellen kam es im 18. und 19. Jahrhundert aufgrund einer immer stärkeren Überbeanspruchung der Sängerknaben und von schlechten Rahmenbedingungen zum Niedergang und fast völligen Verschwinden des Gesangs der Kinder in der Liturgie. Im deutschsprachigen Raum ist nur an ganz wenigen Orten (Aachen, Regensburg) eine nahezu ununterbrochene Kontinuität nachzuweisen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte mit dem Cäcilianismus eine liturgische und kirchenmusikalische Reformbewegung ein, die in vielen Diözesen zu einer Erneuerung von Knabenchören an Kathedralen und Pfarrkirchen führte. Auch im evangelischen Bereich setzte im 19. Jahrhundert eine Bewegung zur Erneuerung von Knabenchören ein, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine weitere Verstärkung erlebte; gerade der Knabenstimme, die sich ganz in den Dienst eines Werkes stellt, sprach man einen besonderen „Verkündigungsgelalt“ zu, der in ihrer Klarheit und unpathetischen Objektivität begründet sei.⁷

Erneuerung durch die Liturgische Bewegung

Einen zentralen Stellenwert erlangten die Scholen und Chöre von Kindern schließlich in der Liturgischen Erneuerung des 20. Jahrhunderts. Bereits Papst Pius X. gab mit seinem *Motu proprio* von 1903, das ganz von den cäcilianischen Reformideen geprägt war, einen entscheidenden Impuls, der an vielen Orten aufgegriffen wurde und zur Neugründung von Knabenchören führte. Für zwei wichtige Impulsgeber der Liturgischen Bewegung im deutschsprachigen Raum, die „Volkschoralarbeit“ des Gerlever Benedikti-

ners Gregor Schwake und für die von Klosterneuburg ausgehende „Volksliturgische Bewegung“ des Augustiner-Chorherrn Pius Parsch, bildete die Förderung und der Einsatz von Knaben- und Kinderscholen einen zentralen Bestandteil in der Verbreitung und Umsetzung ihrer Erneuerungsgedanken. Die Kinder sollten im Bemühen um die Beteiligung der ganzen Gemeinde am liturgischen Gesang als Vorbilder für die Erwachsenen und als Kernzellen und Anführer des Gemeindegesangs fungieren: die Knaben- und Kinderscholen waren beweglicher und eher bereit für das Erlernen neuer Gesänge als die Kirchenchöre, und die Begeisterung der Kinder konnte die Erwachsenen leichter mitreißen.

Neben den Knabenchören übernahmen an manchen Orten schon früh auch Mädchen die Aufgabe, den Gesang der Gemeinde anzuführen. So wurden die Chöre der Kinder zu Vorreitern des erneuerten liturgischen Verständnisses des Kirchenchores, der seinen Dienst nicht mehr im Gegenüber zur Gemeinde, sondern im Miteinander mit der Gemeinde erkennt; durch den Standort des Chores bzw. der Schola möglichst nahe am Altar und durch das Tragen liturgischer Kleidung sollte das liturgische Amt der singenden Kinder deutlich sichtbar zum Ausdruck kommen.

Auch in den offiziellen Dokumenten der Liturgischen Reform finden die Kinder als Schola- bzw. Chormitglieder Erwähnung. In der Liturgiekonstitution „*Sacrosanctum Concilium*“ des Zweiten Vatikanischen Konzils werden in Artikel 115 bei der Forderung nach einer gediegenen liturgischen Ausbildung für die Mitglieder der Chöre und Scholen eigens die *pueri* genannt. Die nachkonziliare Instruktion „*Musicam Sacram*“ der Ritenkongregation von 1967, die dem Chor als Aufgaben die Ausführung einzelner Gesänge und die Förderung der tätigen Teilnahme der Gläubigen am Gesang zuschreibt, nennt zwar bei der Besetzung des Chores Knaben- und Männerstimmen noch an erster Stelle, erkennt aber keinen Unterschied mehr in der Art des liturgischen Dienstes gegenüber Mädchen und Frauen; damit hat

die Klerikalisierung des Sängerkchores schließlich ein Ende gefunden.

Die Vereinigung der *Pueri Cantores*

Um die Mitte des 20. Jahrhunderts hat der Chorgesang der Kinder in der *Foederatio Internationalis Pueri Cantores*, der Vereinigung katholischer Knaben-, Mädchen-, Kinder- und Jugendchöre, eine offiziell von der Kirche geförderte Struktur und ein wirksames Instrument zu seiner Verbreitung gefunden. Seit den 40er Jahren ging von den *Petits Chanteurs à la Croix de Bois* in Paris unter ihrem Chorleiter Fernand Maillet (1896-1963)⁸ eine bald weltweit verbreitete Bewegung aus zur Vernetzung der bereits bestehenden Chören und zur Förderung von Neugründungen. Fernand Maillet war von der Vision inspiriert, die singenden Kinder im Gebet und im Einsatz für den Frieden in der Welt zu vereinen: „Morgen werden alle Kinder der Welt den Frieden Gottes singen.“⁹ Von Anfang an fühlten sich die Chöre der *Pueri Cantores* zur Verbreitung dieser Vision verpflichtet, die sie durch Reisen, Begegnungen zwischen Chören und große Chortreffen verwirklichten. Etwa alle zwei Jahre kommen mehrere Tausend junge Sängerinnen und Sänger zu einem großen internationalen Chortreffen zusammen, bei dem das gemeinsame Singen in Gottesdienst und Konzert, die Begegnung und das Gebet für den Frieden im Mittelpunkt stehen. Die letzten internationalen Treffen der *Pueri Cantores* fanden 2007 in Krakau, 2009 in Stockholm und zum Jahreswechsel 2010/2011 in Rom statt; nächster Gastgeber für die jungen Sängerinnen und Sänger ist im Jahr 2012 Granada. Jedes dritte Chortreffen wird in der Ewigen Stadt abgehalten, damit alle *Pueri Cantores* mindestens einmal während ihrer Chorzeit dem Papst begegnen.

Es ist kein Zufall, dass sich das Wachstum der Vereinigung der *Pueri Cantores* in der Zeit der Liturgischen Erneuerung entfalten konnte, sondern liegt in dem gemeinsamen Ziel der Stärkung des Gesangs des Volkes

Gottes als eine Form tätiger Teilnahme an der Liturgie begründet. Während die nachkonziliare Liturgiereform zwischen den Vertretern der kirchenmusikalischen Flügel heftig debattiert wurde, trugen die *Pueri Cantores* sie entscheidend mit; ihr Anliegen ist, wie es das Konzil fordert, die gesamte Bandbreite der kirchenmusikalischen Tradition zu pflegen und den liturgischen Gesang weiterzuentwickeln. So singen Chöre der *Pueri Cantores* einerseits das Choralcredo und das Pater noster, vom Orchester begleitete Messordinarien und a-capella-Motetten, aber auch neue geistliche Gesänge und Lieder im Wechsel mit der Gemeinde. Allen gemeinsam ist das Bemühen um die Verbesserung und Erweiterung ihrer musikalischen Qualität, jeder nach seinen Möglichkeiten und unter den jeweiligen Rahmenbedingungen.

1951 entstand der Deutsche Chorverband *Pueri Cantores*, der heute mit mehr als 350 Knaben-, Mädchen-, Kinder und Jugendchören der größte Nationalverband in der weltweiten Familie der *Pueri Cantores* ist. Bei den großen Chortreffen, die alle drei Jahre stattfinden, geben die Chöre in Gottesdiensten, Friedensgebeten und Konzerten immer wieder einen beeindruckendem Beweis ihrer lebendigen und anspruchsvollen Arbeit, die einen großen Bogen vom musikalischen Erbe bis hin zur Gegenwart schlägt. Die feierlichen Gottesdienste zum Abschluss der großen nationalen und internationalen Kongresse der *Pueri Cantores* zeigen eine vorbildliche und häufig auch innovative liturgisch-musikalische Gestaltung, die ein Miteinander von Chor- und Gemeindegesang verwirklicht. Regelmäßig werden für die Chortreffen Kompositionsaufträge vergeben. Mit der Bildung von diözesanen Chorverbänden wurde in den letzten Jahren der Austausch zwischen den Chören und den Chorleitern weiter intensiviert.

Der Gesang der Kinder als Ausdruck der Lebendigkeit von Liturgie

Der Blick in die Geschichte zeigt: Liturgische Erneuerungsbewegungen gingen oft

einher mit einer Erneuerung des Gesangs der Kinder, ja die Chöre wurden zur praktischen Umsetzung der Reformgedanken genutzt; dies gilt sowohl für die Reformation und die Gegenreformation als auch für den Cäcilianismus und die Liturgische Bewegung. Auch für die bleibend aktuelle Aufgabe liturgischer Erneuerung erscheint die Mitwirkung der Kinder am Gesang im Gottesdienst daher geradezu als eine unerlässliche Notwendigkeit. Die Lebendigkeit und Zukunftsfähigkeit einer Gemeinde und ihrer Liturgie zeigt sich heute vor allem in der Beteiligung von Kindern und Jugendlichen und in ihrer musikalischen Mitwirkung bei der Feier des Gottesdienstes.

Während die Kirchenchöre der Erwachsenen häufig ein recht hohes Durchschnittsalter aufweisen und ihre Zahl zurückgeht, ist die Zahl der Chorgruppen im Kinder- und Jugendbereich in den letzten Jahren stetig gewachsen.¹⁰ Im Blick auf die Zukunft erscheint die musikalische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen geradezu als eine Frage des Überlebens von Kirchenmusik überhaupt. Deshalb setzt sich die Wertschätzung der liturgischen Chorarbeit als eines wichtigen Elements des jugendpastoralen Engagements in der Kirche immer mehr durch.

Der Gesang der Kinder in der Liturgie kann niemals nur begründet sein in ihrer musikalischen Ausbildung und Vorbereitung für das spätere Singen als Erwachsene, sondern er besitzt seinen Wert in sich: Es ist eine zutiefst theologische und in der Feier der Liturgie selbst begründete Motivation, ja Notwendigkeit, die das Singen der Kinder im Gottesdienst erfordert. Dabei sind verschiedene Aspekte zu erkennen:

- *Der theologische und liturgische Aspekt:* Das Lob Gottes ist eine wesentliche Aufgabe christlicher Existenz und gehört in allen Lebensphasen zum Christsein.¹¹ Mit dem Singen leisten die Kinder einen ihren Fähigkeiten entsprechenden Beitrag zur gottesdienstlichen Feier und wachsen so in die Liturgie der Kirche hinein, ja sie erfüllen damit einen wertvollen Dienst für alle

Mitfeiernden, die zum Einstimmen in ihren Gesang angeleitet werden.

- *Der spirituelle und katechetische Aspekt:* Das Singen im Chor ist eine Schule des Lebens und des Glaubens. Wer seit seiner Kindheit in einem kirchlichen Chor singt, erfährt durch die intensive Beschäftigung mit der Musik und mit den vertonten Texten aus der Heiligen Schrift und aus der Liturgie eine tiefe geistliche Prägung und eine altersgemäße Einführung in die Liturgie; er lernt, sein ganzes Leben mit seinen unterschiedlichen Aspekten und Emotionen vor Gott zum Ausdruck zu bringen, ja aus seinem ganzen Leben ein Loblied für Gott zu machen.

- *Der pastorale und missionarische Aspekt:* Die gesungene Verkündigung der Frohen Botschaft aus dem Mund von Kindern vermag die Menschen in einer besonders tiefen Weise anzurühren und sie zur Begegnung mit Gott zu führen. Über die Kinder können auch deren Familien in eine dauerhafte und nachhaltige Beziehung zum Gottesdienst und zur Kirche geführt werden. Eine intensive Chorarbeit mit Kindern und Jugendlichen ist eine Bereicherung der Gemeindepastoral weit über den Gottesdienst hinaus.

- *Der musikalische und persönlichkeitsbildende Aspekt:* Für die Persönlichkeitsentwicklung eines jungen Menschen ist musische Bildung, vor allem die Beschäftigung mit der eigenen Stimme, von grundlegender Bedeutung; das musikalische Engagement wirkt sich sowohl auf die Intelligenz und das Sozialverhalten als auch auf die Leistungsbereitschaft und die emotionale Ausgeglichenheit positiv aus. Je früher eine Förderung der Kinder beginnt, umso leichter können musische Begabungen zur Entfaltung kommen; um jungen Menschen einen Zugang auch zur klassischen Musik zu eröffnen, muss die musikalische Ausbildung schon in der sehr aufnahmebereiten Altersphase der ersten Schuljahre beginnen.

Das Singen ist ein wertvoller Beitrag der Kinder zur Liturgie und ein Dienst an der gesamten Gottesdienst feiernden Gemeinde.

Durch den Gesang der Kinder können die Erwachsenen leichter zum Einstimmen in das Gotteslob bewegt werden, und ihre gesungene Verkündigung vermag die Menschen in einer besonders tiefen Weise anzurühren. Für die Kinder und Jugendlichen bietet das Singen im Chor eine große Chance liturgischer Bildung und religiöser Sozialisation. Neben der regelmäßigen liturgischen Praxis und der intensiven Einstudierung und Erklärung der Werke ist es gerade die musikalische Ausdrucksgestalt, die auch die tieferen Schichten des Menschen emotional anspricht. Was junge Menschen singend von ihrem Glauben lernen, prägt sich ihnen für ihr ganzes Leben tief und nachhaltig ein.

Von Papst Paul VI., der in den 60er Jahren bei Begegnungen mit Chören der Pueri Cantores mehrere wichtige Ansprachen zur Bedeutung des Gesangs und der Chöre in der Liturgie hielt, stammt ein Wort, das die Rolle der singenden Kinder in der Kirche sehr schön beschreibt und von bleibender Aktualität ist: „Wir haben das Vertrauen auf euch, dass ihr [...] wirklich die Mitwirkenden und vielleicht sogar die Pioniere der konkreten und praktischen liturgischen Erneuerung unserer gottesdienstlichen Versammlung werdet. Wo Kinder singen, betet das Volk, und wenn das Kind schweigt, öffnet das Volk heute [...] schwerlich seine Lippen.“¹²

Anmerkungen:

- ¹ Zum Chorfest ist ein eigenes Chorbuch erschienen, das die gemeinsamen Gesänge in Würzburg und weitere Chorliteratur enthält: Singen von Gottes Wegen. Chorbuch Pueri Cantores III. Carus-Verlag, Stuttgart 2011.
- ² Kinder singen ihren Glauben, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Die deutschen Bischöfe - Liturgiekommision; 31). Bonn 2010, 5.
- ³ Vgl. M. Linnenborn, Der Gesang der Kinder in der Liturgie. Eine liturgiewissenschaftliche Studie zur Geschichte des Chorgesangs (Studie zur Pastoraltheologie 26). Regensburg 2010.
- ⁴ Augustinus, Enarrationes in psalmos 148, 2 (CCL 40, 2166).

- ⁵ Graduale des Arnoldus, *Sequentia de innocentibus*, fol. 150r-150v, (Domarchiv Aachen Hs. G 13): „Exultent omnes parvuli/exultent vocem singuli/praeclara melodia.
- ⁶ Martin Luther, *Fastenpostille 1525*, in WA 17 II, 1-247, hier 120.
- ⁷ Vgl. E. A. Hofmann, „Wandlung und Bewahrung der Knabenchortradition im Dienste der evangelischen Kirchenmusik“, in *Kirchenmusik heute. Gedanken über Aufgaben und Probleme der Musica Sacra*. Hrsg. von H. Böhm. Berlin 1959, 142-151.
- ⁸ Vgl. J. Rolland, *Monseigneur Mailliet et les Petits Chanteurs à la Croix de Bois*. Paris 2001.
- ⁹ Vgl. L. Petit (Hrsg.), *Demain tous les enfants du monde chanteront. Historique de la Fédération des Petits Chanteurs*. Paris 2001.
- ¹⁰ Da ein großer Teil der Kinder- und Jugendchöre durch neben- und ehrenamtlich tätige Musikerinnen und Musiker geleitet wird, scheint ihr Fortbestand auch bei geringeren Beschäftigungsumfängen im Bereich der Kirchenmusik weniger gefährdet. Auch an Musikhochschulen ist die Bedeutung des Faches Kinderchorleitung erkannt worden, und auch Diözesen investieren in die Fortbildung der Kirchenmusiker für diesen Bereich.
- ¹¹ Karl Kardinal Lehmann, Predigt beim Pontifikalamt zum 50-jährigen Bestehen des Deutschen Chorverbandes *Pueri Cantores* in Mainz, 20. Mai 2001, *Musica Sacra* 121 (2001) Heft 5, 24-25, hier 24: „Das absichtslose, das reine Lob Gottes wird dadurch noch einmal besonders offenbar, dass es Kinder und junge Menschen sind, die singen; sie zeigen uns, dass dieses Lob in allen Phasen zum Menschsein gehört und dass es gut ist, es früh einzuüben, um immer vertrauter darin zu werden, unsere Seele zu Gott zu erheben.“
- ¹² Paul VI., *Ansprache an Pueri Cantores bei einer Audienz in Rom*, 18. April 1966, *Piccoli Cantori. Notiziario della Foederatio Internationalis Pueri Cantores* 13 (1967) Heft 1-2,1.

Detlef Schneider-Stengel

Engel auf unseren Wegen

Ein interreligiöser Pilgerweg

1. Einführung

Am Mittwoch, 9. Juni 2010, fand in Gelsenkirchen die Veranstaltung *Engel auf unseren Wegen – Interreligiöser Pilgerweg* statt. Dieser Tag war ein besonderer, weil er mit einem Großereignis verbunden war: Das Ruhrgebiet war nämlich 2010 Kulturhauptstadt Europas. Für jede Stadt im Ruhrgebiet bestand in diesem Jahr – durch eine sogenannte *Local-Hero-Woche* – die Möglichkeit, sich zu präsentieren. Gelsenkirchen stand vom 6. – 12. Juni 2010 im Fokus der Aufmerksamkeit. An jedem Tag in dieser Woche gab es einen Themenschwerpunkt, der für den 9. Juni *Integration* lautete. Alle Gruppierungen, die zum interkulturellen und interreligiösen Dialog in Gelsenkirchen beitragen, konnten an diesem Tag auf dem Bahnhofsvorplatz ihre Arbeit vorstellen. Ebenfalls gab es auf einer großen Bühne regelmäßig ein internationales musikalisches Programm. Zum Abschluss am Abend war der interreligiöse Pilgerweg *Engel auf unseren Wegen* geplant.

Im Folgenden soll nun die Genese und Durchführung dieses Pilgerweges vorgestellt werden. Er kann als *pars pro toto* dienen, wie sich interreligiöse Dialogarbeit – in diesem Fall von Juden, Muslimen und Christen – wirkungsvoll der Öffentlichkeit präsentieren kann. Zugleich ist die Vorbereitungsphase in großen Teilen ein gelungenes Beispiel für die Vertiefung der Beziehungen zwischen den VertreterInnen der drei monotheistischen Religionen in der Stadt Gelsenkirchen. Von daher geht es hier weniger um Grundsatzreflexionen zum interreligiösen Dialog, sondern um die Darstellung eines

Beispiels, das eventuell hilfreich sein kann für die eigene Praxis.

2. Interreligiöser Dialog in Gelsenkirchen¹

Zu Beginn soll kurz auf die Situation der Religionen sowie des interreligiösen Dialogs in Gelsenkirchen eingegangen werden. Die Stadt Gelsenkirchen hat ca. 260.000 Einwohner. Nach Religionszugehörigkeit gestaffelt gibt es ca. 104.000 Katholiken, 89.000 evangelische Christen, 40.000 Muslime, 1000 Juden, 4500 Menschen mit weiteren Konfessionen (z.B. Freikirchen) und 22.000 ohne religiöses Bekenntnis. Die Juden besitzen eine eigene Synagoge und gehören der orthodoxen Glaubensrichtung an. In Gelsenkirchen gibt es 21 bekannte Moscheevereine, wobei 9 dem Dachverband DITIB (Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion), 4 dem VIKZ (Verband islamischer Kulturzentren) und 3 der IGMG (Islamische Gemeinschaft Milli Görüs) angehören; die zwei schiitischen und drei arabischsprachigen Moscheevereine gehören zum Teil dem Zentralrat der Muslime an. Ebenfalls existiert ein alevitischer Verein.²

Die Situation hinsichtlich des interreligiösen Dialogs ist in Gelsenkirchen eine besondere, weil in dieser Stadt das älteste christlich-islamische Dialogforum Deutschlands zu finden ist³: der 1972 vom evangelischen Pfarrer Richard Walter gegründete Interkulturelle Arbeitskreis. Heute besteht die Dialoginitiative aus den Vertretern der 9 DITIB- und 4 VIKZ-Moscheevereinen, der jüdischen Gemeinde, der katholischen Stadtkirche und des evangelischen Kirchenkreises, der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit e.V., der Wohlfahrtsverbände (Caritas, Diakonie, AWO) sowie aus Vertretern der Stadt (Integrationsbeauftragter, Bauamt, RAA), der Politik, von Schulen und Kindertagesstätten, der Polizei und Feuerwehr.

Die Ziele des Interkulturellen Arbeitskreises sind die Stärkung des Dialogs von Juden, Christen und Muslime, die Förderung einer Kultur der Akzeptanz und der Toleranz, die

Schaffung von Begegnungsräumen, die Durchführung von Dialogveranstaltungen und multireligiösen Gebeten, die Konfliktprävention sowie die Beratung und Unterstützung bei religiösen Neubauten. Auf Grund dieser langen Dialogtradition ist zum großen Teil schon ein vertrautes Miteinander gewachsen.

Zugleich sind Vertreter der verschiedenen Religionen in den sogenannten Runden Tischen in einzelnen Stadtteilen Gelsenkirchens aktiv und arbeiten daran mit, vor Ort die soziale und wirtschaftliche Situation zu verbessern. Gute Erfolge sind vor allem in der Gewaltprävention, der Abnahme von Sachbeschädigungen sowie in der Verbesserung des Nachbarschaftsklimas zu verzeichnen.

Der Dialog zwischen Juden, Christen und Muslimen ist in Gelsenkirchen noch relativ jung (seit 2004). So besteht auf Grund der Christlich-Jüdischen Gesellschaft schon lange ein jüdisch-christliches Dialogforum und ein christlich-islamisches durch den Interkulturellen Arbeitskreis. Von daher war es ein besonderes Ereignis, als 2004 die jüdische Gemeinde Mitglied im Interkulturellen Arbeitskreis wurde. 2008 kam es dann zum ersten Besuch von Muslimen in der Synagoge, gefolgt von zwei dialogischen Gesprächsreihen (jeweils drei Abende) in den Jahren 2009 und 2010, die abwechselnd in der Synagoge, einer Kirche und Moschee stattfanden. Der interreligiöse Pilgerweg *Engel auf unseren Wegen* am 9. Juni 2010 bildet bisher den Höhepunkt des Dialogs in Gelsenkirchen.

3. Planung

Die Ideen sowie das Programm für die sogenannte Local-Hero-Woche der Stadt Gelsenkirchen im Kulturhauptstadtjahr wurde von allen Beteiligten schon 2009 entwickelt; so auch im Interkulturellen Arbeitskreis, in dem eine eigene Vorbereitungsgruppe dafür gebildet wurde, die mit Christen, Muslimen und einer jüdischen Vertreterin besetzt war. Der Termin für die Local-Hero-

Woche sowie die Themenschwerpunkte für die einzelnen Tage waren schon im Frühjahr 2009 bekannt, so dass genug zeitlicher Vorlauf für die Planungen bestand.

In der Vorbereitungsgruppe wurde die Idee für einen interreligiösen Pilgerweg entwickelt. Ausschlaggebend waren zwei Punkte: Zum einen hat das Pilgern in allen drei monotheistischen Religionen eine lange Tradition; im Islam ist es sogar eine der fünf Säulen des Glaubens und damit verpflichtend (einmal im Leben soll jede/r Muslim/a die große Pilgerreise nach Mekka machen). Zum anderen können in der Gelsenkirchener Innenstadt die Synagoge, die katholische Kirche St. Augustinus sowie die DITIB-Zentralmoschee fußläufig gut erreicht werden.

Das verbindende Symbol für den Pilgerweg wurde auch relativ schnell gefunden: Engel. Im Judentum, Christentum und Islam gibt es Erzählungen, die Engel mit einer Reise oder einem Pilgerweg verbinden. Der Engel hat hier oft die Funktion eines Beschützers, eines Reisebegleiters oder Reiseführers. Da eine Künstlerin aus Bochum-Wattenscheid sich schon öfter mit dem Thema „Engel“ beschäftigt hatte, nahmen wir mit ihr Kontakt auf und luden sie mit in die Vorbereitungsgruppe ein.

Der Pilgerweg erhielt den Titel *Engel auf unseren Wegen*. Zur Bewerbung der Veranstaltung erstellte die Künstlerin eine Karte, auf der ein Engel abgebildet und die Daten (Uhrzeit, Weg etc.) abgebildet sind. Auf der Rückseite finden sich dann drei Texte zum Thema „Engel“, zum einen der Psalm 91,11 in der Übersetzung von Martin Buber („Denn seinen Engeln entbietet er für dich, dich zu behüten auf all deinen Wegen.“) und wie er in der Einheitsübersetzung zu finden ist („Denn er befiehlt seinen Engeln, dass sie dich behüten auf all deinen Wegen.“); weiterhin ist Sure 13,11 abgedruckt („Ein jeder hat Engel vor sich und hinter sich, die einander ablösen und ihn auf Allahs Geheiß behüten.“).

Weiterhin sollte der Gedanke der religiösen Gemeinschaft, symbolisiert durch die Engel, über den Pilgerweg hinaus weiter lebendig bleiben. Von daher gestaltete die Künstlerin

einige Bilder zum Thema „Engel“, die im Anschluss an den Pilgerweg in der Synagoge mehrere Wochen als Ausstellung gezeigt werden sollten.

Am Ende des Vorbereitungsprozesses hatten wir folgendes Konzept entwickelt:

Der Pilgerweg startet am 9. Juni um 18.30 Uhr in der Synagoge, die nächste Station ist die katholische Kirche St. Augustinus, danach geht es zur DITIB-Zentralmoschee; der Pilgerweg endet in der Synagoge. In den einzelnen Gotteshäusern wird jeweils eine Andacht oder ein Gebet von ca. 15 Minuten zu dem Thema *Engel* stattfinden, die von Vertretern der Religionsgemeinschaften geleitet werden, also vom Rabbi in der Synagoge, von der Pastorin und dem Pastoralreferenten in der Kirche und vom Imam in der Moschee. An den einzelnen Stationen erhalten die Pilger jeweils ein Puzzleteil einer Karte, die von der Künstlerin gestaltet ist und einen Engel zeigt. Nur wer alle vier Stationen mitläuft, hat am Ende alle Teile der Karte.

Am Ende des Pilgerweges bei der Rückkehr in die Synagoge eröffnet die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde die Ausstellung zu den Engelbildern, und es erfolgt das Schlusswort der Sprecherin des Interkulturellen Arbeitskreises. Danach wird der Chor der jüdischen Gemeinde noch einige bekannte Lieder singen. Der Abend soll mit einem kleinen Imbiss (der aus der Küche der Synagoge stammt und koscher ist, damit alle mitessen können) und der Gelegenheit zur Begegnung und zum Austausch ausklingen.

Von der Vorbereitungsgruppe sind letztendlich in Hinsicht auf den Pilgerweg folgende Ziele verfolgt worden:

- die Förderung des Dialogs in Gelsenkirchen;
- ein vertieftes Kennenlernen von Muslimen, Juden und Christen;
- Verbindendes zu entdecken (Pilgern, Engel) und gleichzeitig Unterschiede zu respektieren;
- der Vielschichtigkeit des interreligiösen Dialogs gerecht zu werden und mit Hilfe des Pilgerwegs den Dialog der religiösen Erfahrung zu fördern;⁴

- im Anschluss an den Pilgerweg weitere dialogische Projekte zu initiieren.

Der Pilgerweg *Engel auf unseren Wegen* ist dankenswerterweise vom deutschlandweiten Projekt *Weißt du, wer ich bin?*⁵ gefördert worden und erhielt eine Vollfinanzierung, so dass den Veranstaltern keine Kosten entstanden sind.

4. Engel auf unseren Wegen – Reflexion und Bewertung

An dem Interreligiösen Pilgerweg haben ca. 200 Menschen teilgenommen. Dabei waren Juden, Christen und Muslime proportional zu ihren Mitgliedszahlen gut vertreten. Im Vergleich zu anderen inter- bzw. multireligiösen Veranstaltungen kann diese Zahl als Erfolg gewertet werden. Dazu kommen diejenigen, die in den jeweiligen Gemeinden, vor allem in der jüdischen, als Gastgeber fungieren, selbst aber den Weg nicht mitgelaufen sind (ca. 30 Personen). Das sonnige und warme Wetter an diesem Abend hat ebenfalls zum Erfolg der Veranstaltung beigetragen.

Insgesamt kann die Zusammenarbeit mit allen Kooperationspartnern als gut bis sehr gut bezeichnet werden. Die Logistik, die Kooperation und Zusammenspiel aller Beteiligten lief perfekt.

Die Bewertung zwischen gut und sehr gut ergibt sich daraus, dass sich während der Vorbereitung ein Problem auftat. Der Rabbiner der jüdischen Gemeinde in Gelsenkirchen ist sehr orthodox. Das bedeutet unter anderem, dass er nur die Synagoge betritt, aber keine anderen Sakralbauten, wie z.B. Kirchen oder Moscheen. Er war gerne bereit, in der Synagoge zusammen mit dem Chor eine Andacht zu gestalten. Den Pilgerweg selbst hat er aber nicht mitgemacht. Ebenfalls war er bei den Vorbereitungstreffen nicht anwesend. Diesen Part hat die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde übernommen, die dann auch am Pilgerweg teilnahm. Dagegen hatte der Imam der DITIB-Zentralmoschee keine Schwierigkeiten, sich in die einzelnen Gotteshäuser zu begeben und beim Pilgerweg mit dabei zu sein. Ebenfalls

nahmen fünf weitere Imame aus DITIB-Moscheegemeinden an der gesamten Veranstaltung mit teil.

Hinsichtlich des Zieles, ein vertieftes Kennenlernen der Muslime, Juden und Christen zu initiieren, muss eine Einschränkung gemacht werden: Da die Veranstaltung mit der DITIB-Zentralmoschee geplant wurde, waren leider während des Pilgerwegs keine Muslime aus den VIKZ-Gemeinden anwesend. Alle Moscheevereine beider Dachverbände sitzen zwar gemeinsam im Interkulturellen Arbeitskreis. Es zeigt sich aber immer noch, dass Muslime des einen Dachverbands nicht erscheinen, wenn der andere Dachverband (Mit-)Veranstalter ist. Von daher wäre hier noch einmal ein innerislamischer Lernprozess wichtig.

Insgesamt erwiesen sich alle Aktivitäten als nützlich und ertragreich. Vor allem die gemeinsame dialogische Planung hat dafür gesorgt, eine Atmosphäre des Vertrauens und der gegenseitigen Wertschätzung zu erzeugen. Alle Teilnehmer fühlten sich wohl und arbeiteten intensiv mit.

Die gewählten liturgischen Formen – Pilgerweg und Andacht bzw. Gebet – waren ebenfalls hilfreich. Jede Station wurde zum Thema *Engel* im jeweiligen Gotteshaus unterschiedlich, aber für die Teilnehmenden sehr ansprechend gestaltet. In der Moschee wurden alle Texte – außer den Koranrezitationen – in deutscher Sprache vorgetragen. Der Imam, der zwar selbst wenig Deutsch spricht, hatte sich dementsprechend vorbereitet. In der Moschee fanden sich dann spontan mehrere Imame zusammen, die den Pilgerweg mitgegangen waren und sangen ein Lied, das in der islamischen Mystik seine Wurzeln hat.

Das gemeinsame Gehen machte allen Freude, zumal, wie oben erwähnt, das Wetter mitspielte. Die Stimmung in der großen Pilgergruppe war so gut, dass fast alle Teilnehmer am Schluss zum Gespräch und Imbiss in der Synagoge blieben.

Besonders gut gelungen waren auch die Begrüßungen und Begegnungen in den einzelnen Gotteshäusern. In der Synagoge hatten viele Ehrenamtliche dafür gesorgt, dass

die Teilnehmer freundlich empfangen wurden und der Pilgerweg reibungslos starten konnte. An der Kirche St. Augustinus wurden die Pilger von einem Priester und vor der Moschee von einem Vorstandsmitglied der Gemeinde empfangen und in das jeweilige Gotteshaus geführt.

Die Idee, als Symbol und durchgehendes Thema *Engel* zu wählen, erwies sich als sehr hilfreich. Zum einen haben Engel, wie oben schon aufgezeigt, in allen drei monotheistischen Religionen wichtige Funktionen (z.B. Schutz, Begleitung, Führung), die in den jeweiligen Andachten und Gebeten deutlich wurden. Zum anderen war die Idee, an jeder Station den Teilnehmern ein Puzzleteil der von der Künstlerin gestalteten Karte zu geben, sehr erfolgreich. Allen machte es Freude, die Teile zu sammeln und mitzunehmen. Ebenfalls bekamen alle am Ende des Pilgerwegs noch einmal eine Karte geschenkt. Von daher hatten auch viele Interesse an der Ausstellungseröffnung und den Bildern, die im Festsaal der Synagoge zu sehen waren.

Am Ende der „Pilgerreise“ bot der Synagogenchor noch einige bekannte Lieder dar, die von den meisten mitgesungen werden konnten. Ebenfalls bildete sich spontan aus den Zuschauern eine Gruppe, die zu den Liedern tanzte, was einen besonders schönen Abschluss des offiziellen Teils bildete und die ausgezeichnete Stimmung zum Ausdruck brachte. Deshalb blieben auch fast alle zum Imbiss und zur Begegnung.

Es gab – trotz weiter Streuung – keine Berichterstattung, weder von den lokalen noch den überregionalen Medien, die von der Presseabteilung des Bistums Essen informiert wurden. Leider hat sich hier wieder ein Trend gezeigt, der oft in den Medien zu finden ist: Über positive und gelungene Beispiele im interreligiösen Dialog und Miteinander wird fast gar nicht berichtet.⁶

Ein besonderer Punkt bleibt noch zu erwähnen: Einige Tage vor dem Interreligiösen Pilgerweg erstürmte die israelische Armee das türkische Passagierschiff *Mavi Marmara*, das Hilfsgüter in den Gazastreifen bringen

wollte. In diesem Zusammenhang kam es zu diplomatischen Auseinandersetzungen zwischen der Türkei und Israel. Von daher gab es Befürchtungen, dass eventuell türkischstämmige bzw. muslimische Demonstranten den Pilgerweg stören könnten, vor allem vor der Synagoge. Es gab entsprechende Hinweise von Seiten der Polizei. Diese Befürchtung wurde aber nicht Realität. Der Imam der DITIB-Zentral-moschee erzählte den Mitgliedern des Vorbereitungskreises, dass in der Freitagspredigt (4. Juni) alle DITIB-Imame in Gelsenkirchen eine Verlautbarung des türkischen Religionsattachés vorgelesen hatte. Diese Verlautbarung machte einen deutlichen Unterschied zwischen dem Staat Israel und den Menschen jüdischen Glaubens. Beides dürfe man nicht gleichsetzen. Deshalb forderte er die Muslime in Gelsenkirchen auf, am Pilgerweg teilzunehmen und den Dialog mit den Juden und Christen in der Stadt Gelsenkirchen voran zu treiben. Die DITIB-Imame, die am Pilgerweg teilgenommen hatten, haben diese Aussagen durch ihre Präsenz unterstützt und ein sehr gutes Zeichen für den weiteren Dialog gesetzt, nicht nur für Gelsenkirchen.

5. Ein kleiner theologischer Exkurs: Der interreligiöse Pilgerweg als Dialog der Erfahrung

Der interreligiöse Pilgerweg *Engel auf unseren Wegen* hat sich in zweifacher Hinsicht an dem orientiert, was Papst Johannes Paul II. in seinen interreligiösen Veranstaltungen durchgeführt und in seinen Verlautbarungen veröffentlicht hat. Johannes Paul II. (1978–2005) hat, wie kein Papst vorher, den interreligiösen Dialog ganz besonders gefördert. Auf seine Initiative hin wurde 1991 vom Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog das Dokument *Dialog und Verkündigung* herausgegeben, das bis heute beispielhaft ist. Dieses Dokument ist für den konkreten interreligiösen Dialog vor Ort erstellt worden und weist auf folgende Sachverhalte hin: Oft begegnet man der Vorstellung, der interreligiöse Dialog sei eine

Diskussion, bei der sich theologische gebildete Fachleute über Gemeinsamkeiten und Unterschiede der jeweiligen Religionen auf hohem Niveau austauschen. Damit fühlen sich aber die meisten Gläubigen, egal welcher Religion sie angehören, überfordert und haben deshalb den Eindruck, sie könnten nichts zum Dialog beitragen.

Das Dokument *Dialog und Verkündigung* fasst aber den interreligiösen Dialog viel weiter. In der Nr. 9 heißt es:

Interreligiöser Dialog bezeichnet nicht nur das Gespräch, sondern das Ganze der positiven und konstruktiven Beziehungen mit Personen und Gemeinschaften anderen Glaubens, um sich gegenseitig zu verstehen und einander zu bereichern.

In der Nr. 42 desselben Dokuments werden nun vier verschiedene Ebenen des interreligiösen Dialogs unterschieden, die alle gleichberechtigt sind und daher keine Reihenfolge beinhalten, wie das Schreiben hervorhebt. Es sind folgende:

- Zuerst wird der *Dialog des Lebens* genannt. Das heißt: Menschen verschiedener Religionen leben als Nachbarn zusammen, gehen z.B. in die gleichen Geschäfte einkaufen, treffen sich als Eltern in der Schule und im Kindergarten und vieles mehr. Diese vielfältigen Berührungspunkte im Alltag sollen in einer offenen und von gegenseitigem Respekt getragenen Atmosphäre stattfinden.

- Zum zweiten wird der *Dialog des Handelns* erwähnt. Für Christen und Nichtchristen stellen sich, wenn sie zusammenleben, oft dieselben Schwierigkeiten und Probleme, aber auch solche, die mit der eigenen Herkunft zu tun haben. Gemeinsame Lösungen zu finden, gemeinsam „an einem Strang zu ziehen“, ist für den Dialog sehr hilfreich. So ist z.B. die Einrichtung sogenannter „Runder Tische“ in Stadtteilen oder die gemeinsame Planung und Durchführung von Projekten, wie z.B. Straßenfeste in einigen Städten und Gemeinden, ein fester Bestandteil des gemeinsamen Handelns geworden.

- Als dritter Punkt folgt der *Dialog des theologischen Austausches*. Bildungswerke, Akademien, Volkshochschulen und andere Bildungsträger bieten ein Forum, auf dem sich die Spezialistinnen und Spezialisten über die Religionen austauschen. Ebenfalls können Interessierte hier vertiefter Informationen erhalten und ins Gespräch kommen.

- Zum Schluss wird auf den *Dialog der religiösen Erfahrung* hingewiesen. Jede Religion hat ihre eigenen Traditionen des Gebets, der Liturgie, der Meditation und anderer spiritueller Formen ausgebildet. Diesen Reichtum der religiösen Traditionen zu teilen ist für den Dialog sehr hilfreich. Gemeinsame Gebete, multireligiöse Gottesdienste, Abrahamsfeste und vieles mehr bieten dazu Möglichkeiten.

Im interreligiösen Dialog spielen also verschiedene Formen der Begegnung eine Rolle. Je nach Situation braucht man eine andere Art des Umgangs miteinander. Gerade der Dialog der religiösen Erfahrung zeigt, dass ein grundsätzliches Vertrauen zwischen den Vertretern der einzelnen Religionsgemeinschaften besteht, denn das Gebet und die Spiritualität sind etwas zutiefst Persönliches. Nur wenn gute gewachsene Beziehungen und ein daraus resultierendes tiefes Vertrauen bestehen, ist eine gegenseitige Teilnahme und Teilhabe daran möglich.

Johannes Paul II. hat in dem *Modell Assisi*, gezeigt, wie Menschen verschiedener Religionen ihre Gebetsspiritualität miteinander teilen können, ohne dass es zu unzulässigen Vereinnahmungen kommt.⁷ Indem die Teilnehmer der Gebetstreffen neben- bzw. nacheinander gebetet haben, konnten die einzelnen spirituellen Traditionen deutlich werden. Dieses Modell war daher auch Pate beim interreligiösen Pilgerweg in Gelsenkirchen. Nacheinander in ihren eigenen Gotteshäusern beteten jeweils Juden, Christen und Muslime und ließen die anderen daran teilhaben.

Letztendlich ist das Gebet die Sprache des Herzens, die jeder versteht. Deshalb spricht es viele an, was ja auch die Zahl der Pilgernenden zeigte.

6. Zum guten Schluss

Die guten Erfahrungen, die die Vorbereitungsgruppe bei der Planung und Durchführung des Pilgerwegs gemacht haben, führten dazu, dass sie weiter besteht und an einem neuen Projekt arbeitet. Am 11. September 2011 soll im Angedenken an die terroristischen Anschläge vor 10 Jahren in den Vereinigten Staaten ein großes Friedensgebet der Religionen sowie im Anschluss ein interkulturelles Familienfest stattfinden. Es ist erfreulich, dass dieses Mal der Dialogbeauftragte der VIKZ-Gemeinden in Gelsenkirchen bei den Vorbereitungen mitmacht.

Insgesamt zeigt sich, dass der Dialog vor Ort in Gelsenkirchen durch gemeinsame Planungen und Durchführung von Veranstaltungen wächst und intensiver wird. In Hinblick auf die Verlautbarung *Dialog und Verkündigung* sind die Dialoge des Handelns und der religiösen Erfahrung schon fortgeschritten. Aber auch der Dialog des Lebens wird vor allem in vielen Gemeinden, Nachbarschaftsprojekten, Kindertagesstätten und Schulen forciert. Der Dialog des theologischen Austausches ist dagegen bisher marginal. Hier liegt noch – jedenfalls jenseits der Akademien und Universitäten – auf der lokalen Ebene der Städte ein weites Feld vor uns, was beackert werden muss. Aber auch hier liegt schon die Hand am Pflug.

Anmerkungen:

¹ Vgl. dazu das im Kulturhauptstadtjahr 2010 herausgegebene Buch: Interkultureller Arbeitskreis Gelsenkirchen (Hrsg.), *Interreligiöser Dialog in Gelsenkirchen*, Düsseldorf 2010. Siehe weiterhin: Detlef Schneider-Stengel, *Reflexionen und Thesen zu einem bekömmlichen christlich-islamischen Dialog. Die Stadt Gelsenkirchen als Beispiel*, in: Rainer Bucher, Rainer Krockauer (Hg.), *Politik und Pastoral (Werkstatt Theologie. Praxisorientierte Studien und Diskurse Bd. 7)*. Münster 2006, 130–152.

- ² Eine sehr hilfreiche Übersicht bietet Ina Wunn, *Muslimische Gruppierungen in Deutschland. Ein Handbuch*. Stuttgart 2007
- ³ Vgl. dazu das von Ute Suleima Pascher betraute Prodia-Projekt des Koordinierungsrats des christlich-islamischen Dialogs, in dem alle christlich-islamischen Dialogforen aufgeführt und mit dem Zeitpunkt ihrer Gründung versehen sind (www.kcid.de/prodia/landkarte.php).
- ⁴ Vgl. dazu *Dialog und Verkündigung*, Nr. 42 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 102).
- ⁵ Der Internetauftritt des deutschlandweiten Projekts lautet: www.weißtduwerichbin.de
- ⁶ Als der Interkulturelle Arbeitskreis das von ihm herausgegebene Buch „*Interreligiöser Dialog in Gelsenkirchen*“ auf einer Pressekonferenz der Öffentlichkeit vorstellte, lautete die erste Frage eines Lokalredakteurs: „Welche Probleme gibt es im interreligiösen Dialog in Gelsenkirchen?“ Ein weiteres Beispiel: Zwei Tage nach den Anschlägen am 11. September 2001 wollten alle Gelsenkirchener Moscheegemeinden ein gemeinsames Papier veröffentlichen, in dem sie sich gegen den islamistischen Terror aussprachen. Keine der Tageszeitungen in Gelsenkirchen hat diese Stellungnahme abgedruckt!
- ⁷ Der Begriff Modell Assisi ist in der Theologie zum paradigmatischen Begriff für multireligiöse Gebete geworden. Siehe dazu: Gerda Riedl, *Modell Assisi*. Berlin 1998.

Thomas Kroll

Natur und Poesie

Michelangelo Frammartinos kontemplativer Film „Vier Leben“

Wind und Rauchschwaden zu Beginn. Eine schwarze Halbkugel. Köhler bei der Arbeit. Einer schlägt mit seiner Schaufel auf den Kohlenmeiler. Rhythmus, Puls. Kräftige Herzschräge werden leiser, langsamer. Abblende.

Totale. Blick in die weite Landschaft. Eine Ziegenherde, ein Hirte, ein Hund. Der Hirte sitzt am Baum und hustet. Die Ziegen grasen, der Hund läuft umher. Ein Dorf auf dem Berge. Wieder daheim löst der alte Hirte ein Pulver in einem Glas Wasser auf und trinkt die Mixtur. Am Folgetag erhält er neues Pulver in der Sakristei der Dorfkirche, von der Küsterin sorgsam portioniert mit einer Marienpostkarte, im Tausch gegen eine Flasche Ziegenmilch. Tägliches Ritual nach dem Gang durch enge Dorfgassen. Einmal verliert der Hirte sein Pulverpäckchen auf der Weide und klopft abends an die große Kirchentür. Niemand öffnet. In derselben Nacht stirbt der Alte. Sein letzter Blick fällt auf seine Ziegen, die in sein Haus eingedrungen sind. Abblende.

Ein Zicklein wird geboren, plumpst auf den Boden des Stalles. Später folgt es den Ziegen auf dem Weg zur Weide. Langsamer als der Rest der Herde, bleibt das Zicklein zurück und fällt in einen Graben. Kein Hund, kein Hirte hört sein Schreien. Schließlich überwindet das Zicklein die Hürde und wandert verlassen umher, bis es Schutz findet unter einer majestätischen Tanne. Abblende.

Winter. Frühling. Stimmen im Wald. Der herausragende Baum wird gefällt. Alles geschieht von Menschenhand: Transport und Aufrichten auf dem Dorfplatz. Ein Fest. Einer klettert in die astlose Spitze der Tanne, die über die Dächer des Dorfes ragt. Abblende.

Der lange, kräftige Baumstamm wird zersägt und an die örtlichen Köhler verkauft.

Das helle Tannenholz bildet den Kern eines neuen Kohlenmeilers. Der wird entzündet. Rauch dringt aus den Löchern. Nebelschwaden über dem Wald. Schließlich wird Holzkohle in Säcke gefüllt und ins Dorf gebracht. Vertraute Orte, vertraute Gassen. Rauch aus Schornsteinen. Vogelgezwitscher beim Abspann.

Deutungsversuche

Sanfte Hügellandschaft, ein Dorf. Ein Stall, eine Wiese. Eine Brücke, ein Weg durch Sträucher. Mal ein Baum zum Anlehnen, mal ein Baum für den Marktplatz. „Vier Leben“ gewährt Blicke auf, über und in die Landschaft Kalabriens.

Die ärmste Region Italiens war einst griechische Kolonie, später fruchtbare Kornkammer des römischen Imperiums. Heute leidet Kalabrien an wirtschaftlicher Rückständigkeit und Arbeitslosigkeit. Kleinstädte und Dörfer bieten ein seltenes Fenster in die Vergangenheit, lassen ein Erbe erkennen aus heidnischen und christlichen Traditionen.

In Kalabrien, so Regisseur Michelangelo Frammartinos, „ist die Natur nicht hierarchisch; alle Lebewesen haben eine Seele. Man sieht es, wenn man in die Augen eines Tieres blickt. Man spürt es beim Rauschen einer großen Tanne im Wind. Man hört es, wenn die Holzkohle singt, als hätte sie eine eigene Stimme.“

Hirte, Zicklein, Baum, Kohle. Vier Existenzen, die sich in karger Natur entfalten. Vier Kapitel dank dunkler Zäsuren: Schwarzbild, Tod, Nacht, Ende. Ein Mann stirbt, ein Tier geht verloren, ein Baum wird gefällt, Holz wird verkohlt. All das geschieht rund um ein Dorf auf einem Berg in Kalabrien mit einer Straßengabelung vor dem Haus des Hirten.

Vier Leben in vier Kapiteln? Ein Leben in viererlei Gestalt? Diese Deutung legen die Pulsschläge des Prologs nahe. Sie kehren wieder. Das Herz des Films ist fortwährend zu spüren – trotz Sterben und Abschied. Ein Film über den Kreislauf des Lebens, über Seelenwanderung und Wiedergeburt?

Regisseur Frammartino erinnert an einen Gedanken des griechischen Philosophen Pythagoras, der vor rund 2.500 Jahren in Kalabrien lebte: „Jeder von uns trägt vier Leben in sich, die sich ineinander fügen. Menschen sind Mineralien, weil ihr Skelett aus Salz besteht; der Mensch ist auch pflanzlich, da sein Blut wie Saft fließt; er ist tierisch in dem Maße, wie er mit selbständigem Bewegungsvermögen und Wissen über die Außenwelt ausgestattet ist. Und schließlich ist der Mensch menschlich, weil er die Gaben des Willens und der Vernunft besitzt. Deshalb müssen wir uns viermal selbst erkennen.“

Das Faszinierende, vielleicht auch Verstörende an Frammartinos enigmatischem Film: Kaum Worte, kein Plot. Eher Beobachtungen. Stationen. Einblicke in eine eigenartige, fremde Lebenswelt. Eine poetische Sicht auf Lebens- und Naturzyklen, auf ungebrochene Traditionen. Heidnisches mischt sich mit Christlichem. Man ahnt, dass dem Staub des Kirchenbodens magische Kräfte zugebilligt werden. Der Kult um den Baum ist eine weitere heidnische Tradition, die in christlich geprägter Umgebung überlebt hat.

Ein ruhiger Film, der kein großes Aufsehen machen wird. Ein langsamer Film, der anleitet zum Schauen und Still-Werden. Ein Meisterwerk, das einlädt zur Meditation im dunklen Andachtsraum Kino. Ein Film fast ohne Worte. Hier „Grazie“, dort ein leise gesprochenes italienischer Satz. Synchronisation überflüssig.

Nichts ist zufällig in Frammartinos Film. Ein Kunstwerk, das Abstand nimmt vom Dogma, der Mensch müsse im Mittelpunkt stehen. „Vier Leben“ ermutigt, die Perspektive zu wechseln, lenkt die Aufmerksamkeit auf das Umfeld des Hirten und regt an zum Nachdenken über das Miteinander von Mensch und Natur.

Eberhard Amon/Hanns Kerner (Hrsg.), Ökumenische Segensfeiern. Überarbeitete und erweiterte Neuauflage, Bonifatius/Calwer 2010 (ISBN 978-3-89710-470-9), 196 S., 26,90 Euro.

In ökumenischer Kooperation haben das Deutsche Liturgische Institut in Trier und das Gottesdienst-Institut der Evangelisch-Lutherischen-Kirche in Bayern eine überarbeitete und erweiterte Neuauflage der „Ökumenischen Segensfeiern“ (Erstausgabe 1997) herausgebracht.

Der ökumenische Aufwind im Blick auf den 2. Ökumenischen Kirchentag in München und die Tatsache, dass die bisherige Ausgabe vergriffen war, motivierte beide Institute, die inzwischen häufig nachgefragten Segensfeiern bereits im März 2010 neu auf den Weg zu bringen, rechtzeitig vor dem 2. Ökumenischen Kirchentag in München.

Ziel dieses ökumenischen Rituale ist es, „dem Weg zur Einheit der Kirchen einen weiteren Praxisbereich für gemeinsames Handeln zu erschließen und zu stärken“ (S. 7). Die Einführung (S. 8-14) - inhaltlich wie bisher - betont die Herkunft des Segens im biblischen Verständnis der „beraka“ als Segenshandlung Gottes, auf die der Mensch durch seinen Lobpreis antwortet; sie benennt aber auch - neben den konvergierenden Sichtweisen - die konfessionell mögliche Spannung, etwa in der Terminologie oder im Gebrauch von Zeichen (z.B. Weihwasser), weshalb die Ordnungen, Inhalte und Elemente einer Segensfeier zwischen den Vorbereitenden gut abgesprochen sein sollten. Zuweilen wird auch eine Erklärung für die Mitfeiernden notwendig sein. Unverzichtbar für jede Feier ist eine biblische Lesung und ein Gebet.

Neben den bisherigen Segensmodellen (z.B. Allgemeine Segensfeier, Segnung von Mitarbeitenden, Kranken, Ehejubilaren, Kindergärten, sozialkaritativen Einrichtungen usw.) werden neue Modelle hinzugefügt, deren Aktualität offensichtlich ist: Kindergartenabschlussfeier mit Segnung der Übertrittskinder; Segnung eines Hospizes/einer Palliativstation; Pilgersegnen; Segnung von Rettungs-/Einsatzfahrzeugen; Segnung einer Gaststätte/Pension/eines Hotels; Segnung eines Geschäfts/eines Kaufhauses/eines Einkaufszentrums. Gestrichen wurde die Segensfeier für einen öffentlichen Platz/eine Parkanlage.

Lesungen und Segensworte zur Auswahl sind jetzt am Schluss des Bandes platziert, so wie es katholische Liturgen vom Benediktionale her gewohnt sein dürften. Sie ergänzen jedoch lediglich die Lesungs- und Gebetsvorschläge in den einzelnen Modellen.

Vergleicht man einzelne Gebetstexte der bisherigen Ausgabe und der neuen, vor allem die Fürbitten, so fällt auf, dass sie in einem flüssigeren Stil gehalten sind und dem aktuellen Sprachempfinden eher entsprechen. Neu sind auch die Liedvorschläge, die auf das Gotteslob, das Evangelische Gesangbuch, vereinzelt aber auch auf modernes geistliches Liedgut Bezug nehmen.

Aus ökumenischer Sicht ist mit der Neuauflage der „Ökumenischen Segensfeiern“ tatsächlich eine Praxishilfe für die Ökumene in den Gemeinden vor Ort erneut greifbar geworden, eine wirksame Handreichung, die die Vorbereitung gemeinsamer Segensfeiern erleichtert. Man wünscht dem Band eine weite Verbreitung und rege Nutzung, gerade um die geistliche Ökumene und die „Ökumene des Lebens“ (Kardinal Walter Kasper) vielerorts zu fördern.

Dr. Petro Müller

Erwin Gatz (Hg.), Wie Priester leben und arbeiten. Quellen zur Lebenskultur und Arbeitswelt des deutschen Seelsorgeklerus seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Verlag Schnell und Steiner, Regensburg 2011, 396 S.; 39,00 Euro

„Die Priesterbücher werden immer mehr, die Priesterzahlen immer weniger.“ An diesen Stoßseufzer könnte man denken, wenn man die Ankündigung des neuen Werkes von Erwin Gatz liest. Aber es sei gleich vorweg gesagt: Das Buch vermehrt nicht einfach die – sicher wichtigen – theologischen oder spirituellen Reflexionen über den Priesterberuf, sondern füllt eine echte Lücke. Ich habe es in meiner Verantwortung für die Priesterausbildung bzw. als Generalvikar unseres Bistums leider allzu oft erlebt, dass über „frühere Zeiten“ allzu pauschal und ohne detaillierte Kenntnisse entweder glorifizierend oder abwertend geredet wird. Wer sich mit der Quellenedition des langjährigen Rektors des Collegio Teutonico in Rom

befasst, stößt auf eine differenzierte Vielfalt von Lebenszeugnissen aus den verschiedensten Bereichen des priesterlichen Lebens und Wirkens. Das Buch stützt sich dabei auf Tagebücher, Autobiographien bzw. Lebensbeschreibungen. Dabei liegt der Schwerpunkt der Quellen im Rheinland, in Westfalen, in Schlesien und im süddeutschen Bereich. Auf diese Weise wird eine vielschichtige und zugleich konkrete Annäherung an die alltägliche Lebens- und Arbeitswelt des Seelsorgeklerus in Deutschland möglich, und zwar von der Zeit der Aufklärung bis zur Gegenwart. Insgesamt werden (in unterschiedlicher Häufigkeit) 186 Priester zitiert. Die Auswahl beschränkt sich dabei bewusst auf die allgemeinen Rahmenbedingungen des priesterlichen Wirkens; Priesterschicksale aus Verfolgungszeiten (Kulturkampf und Naziregime) werden deshalb nicht behandelt, weil sie anderweitig relativ gut erforscht und dokumentiert sind. In 20 Kapiteln, die biographisch angeordnet sind und vom Herkunftsmilieu über Studienzeit, Priesterweihe, verschiedene Formen der Seelsorgstätigkeit bis hin zu Jubiläen, Alter und Tod reichen, wird ein breites Spektrum an Zeugnissen dargeboten. Besonders interessant sind aus heutiger Sicht die Abschnitte über das Zusammenleben mit nichtkatholischen Christen sowie über Berufs- und Lebenskrisen. Die Einleitung zu den jeweiligen Kapiteln und die Kommentierung der einzelnen Dokumente sind bewusst knapp gehalten, bieten aber eine präzise und hilfreiche Hinführung zu den jeweiligen Kontexten. Insgesamt enthält der Band eine eindrucksvolle Dokumentation des tiefen gesellschaftlichen Wandels, der auch die Rahmenbedingungen für das Leben und Arbeiten der Priester grundlegend verändert hat. Der Herausgeber, der bereits 1995 eine Geschichte des Diözesanklerus in den deutschsprachigen Ländern vorgelegt hat, versteht die nun vorliegende Quellensammlung als bewusste Ergänzung zu dieser Monographie. Aber sein neues Buch hat durchaus seinen Eigenwert und ist als Diskussionsgrundlage für Priesterkonferenzen sowie zur persönlichen Lektüre nachdrücklich zu empfehlen, weil es sehr gut dabei helfen kann, das eigene Leben als Priester in größere Zusammenhänge von Kontinuität und Veränderung einzuordnen. Es ist das Verdienst des kürzlich verstorbenen Autors, der mit seinem Werk einen ungemein wichtigen Beitrag zur Vertiefung und Versachlichung der derzeit wieder intensiv geführten „Priesterdebatte“ geleistet hat.

Karl Hillenbrand

Unter uns

Auf ein Wort

Ein Bildhauer als theologischer Lehrer

Heinrich Kirchner (1902–1984) war Ehrendoktor der Katholisch-Theologischen Fakultät Bamberg und das zu Recht. Er hat uns nämlich – neben vielen Werken mit anderen biblischen Bezügen – das Bild eines Guten Hirten hinterlassen, in dem vieles von dem, was über die souveräne Ohnmacht des göttlichen Hirten zu sagen ist, entdeckt werden kann.

Es handelt sich um eine Bronzeplastik, die in Erlangen vor der Kirche steht, die dem heiligen Bonifaz geweiht ist. Aus dem Rundfenster über dem Eingang blickt der gewaltige Missionar, in der Hand das Beil, mit dem er die Donarseiche fällte, hinunter auf sein Gegenbild:

Kirchners königlich gekrönter Hirte hat das Schaf nicht auf seine Schultern gelegt. Er fasst es nicht an den Füßen. Jeder Machtzugriff fehlt. Dieser Gute Hirte hält vielmehr das Schaf ganz zart und frei auf seinen Händen, mit ausgestreckten Armen, auf Augenhöhe. Das Lamm „schwebt scheinbar über den Händen des Hirten, die es nur noch mit seinem rechten Vorder- und dem linken Hinterbein berührt“¹. Macht, die nicht drückt, sondern erhöht, Liebe, die trägt, ohne zu fesseln.

Wenn das ein Bild für unser Verhältnis zum göttlichen Hirten ist, dann sind wir auf einem guten Weg, auf dem Weg zu einer unfanatischen Radikalität der Liebe, die in der Macht der Ohnmacht Gottes Spuren entdeckt, und dann sind wir gewappnet für den immer neuen Kampf um jene Freiräume, ohne die es kein echtes Leben geben kann und keinen echten Glauben, der es versteht, „den Namen Gottes zu ehren und deshalb die falsche Darstellung seiner Existenz zu meiden“².

*Aus: Werner H. Ritter, Joachim Kügler (Hrsg.):
GOTTESMACHT.*

*Religion zwischen Herrschaftsbegründung und Herrschaftskritik
LIT VERLAG, Berlin 2006, 34.*

¹ Dorothee Höfert, Heinrich Kirchner: Das plastische Werk, Heidelberg 1991, 136.

² Hans-Joachim Sander: Macht in der Ohnmacht. Freiburg u.a. 1999, 167.

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E